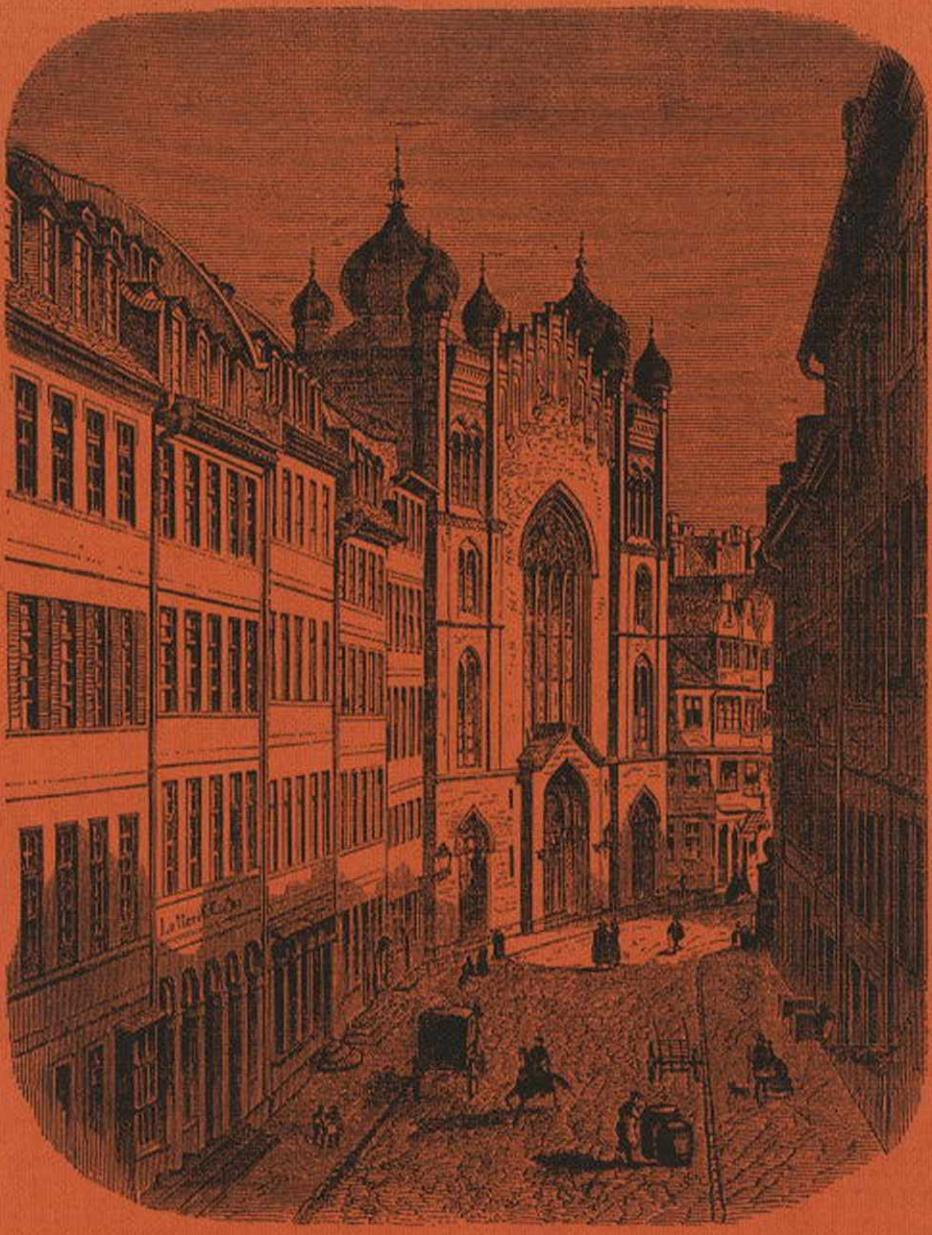


Selmar Spier

Vor 1914

Erinnerungen an Frankfurt geschrieben in Israel

SELMAR SPIER

VOR 1914

Erinnerungen an Frankfurt
geschrieben in Israel

1961

VERLAG WALDEMAR KRAMER FRANKFURT AM MAIN

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026

Alle Rechte vorbehalten!

Umschlagbild: Synagoge in der Börnestrasse zu Frankfurt 1860

Druck: Graphische Werkstätte Offenbach

Selmar Spier: Vor 1914

INHALT

Vorwort 7

I. Der Ruf des fremden Vogels 9

II. Die Stadt 20

III. Die Familie 38

IV. Die Religion 56

V. Die Bildung 76

VI. Das Vaterland 93

Anmerkungen 115

VORWORT

Die sechs Kapitel dieses kleinen Buches sind in dem Dorfe Ramot Hashavim entstanden, das 1933 von ausgewanderten deutschen Juden, zum großen Teil Akademikern, in der Küstenebene Palästinas gegründet worden ist.

Ich schrieb sie neben der täglichen Farmarbeit in keiner anderen Absicht, als meinen in Palästina geborenen Kindern zu erzählen, wie die Zeit aussah, die der ihren voranging. Ich dachte, das Manuskript dem Archiv des Leo-Baeck-Instituts, Jerusalem, oder der Wiener Library in London zu übergeben. Es bewegt mich tief, daß der Magistrat meiner Vaterstadt die Erzählung für wert hält, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden. Die Öffentlichkeit möge verzeihen, wenn ihr etwas nicht gefällt. Ich habe mit dem Ernst des Juristen und des Historikers mich bemüht, die Wahrheit zu sagen.

Für die Veröffentlichung mußte manches, was jüdischen Lesern geläufig ist, erklärt, mußten auch einige Quellennachweise in Anmerkungen hinzugefügt werden.

Ich danke Herrn Bürgermeister Dr. Walter Leiske, dessen Verständnis für die Tragik des jüdischen Schicksals, dessen Gefühl der Verpflichtung gegenüber den Toten und dessen Tatkraft die Drucklegung dieser Schrift möglich gemacht hat.

Ich danke einem jeden, der mir bei der Herstellung des druckfertigen Textes behilflich gewesen ist, insbesondere Herrn Professor Dr. Kurt Wilhelm, Oberrabbiner von Schweden, der so freundlich war, die Anmerkungen zu Kapitel IV zu überprüfen, und Herrn Archivdirektor i. R. Dr. Hermann Meinert.

Frankfurt am Main, im März 1961

Selmar Spier

I

Der Ruf des fremden Vogels

Der Ruf des fremden Vogels drang jeden Morgen mit dem ersten Frühlicht durch die Gitterstäbe des Kinderzimmers. Er begann leise und stieg plötzlich zu äußerster Lautstärke an. Er schien aus bedeutender Höhe zu kommen. In Wirklichkeit kam er aus dem nahegelegenen Zoologischen Garten. Dem Kind, das von dem Ruf erwachte, kam es niemals in den Sinn, zu fragen, welcher von den vielen Vögeln es sei, der allein sich so früh bemerkbar machte. Der Ruf kam nun einmal. Er war da und gehörte zur Umgebung wie die Gitterstäbe des Fensters und die Gärten, auf die man hindurchblickte. Nur etwas Wildes lag in ihm, etwas, das anders war als die ruhige Ordnung des Häuservierecks, das die Gärten einrahmte.

Das Häuserviereck war die Welt. Einen eigenen Garten hatte das Haus nicht. Die Grüne Straße, an der es lag, hatte keinen Anteil an dem durch die Vorder- und Hinterhäuser der Pfingstweidstraße eingerahmten Gelände. Infolgedessen sah man vom Fenster aus dem zu, was drüben jenseits der Grenzmauer vor sich ging. Vor nicht langer Zeit — nicht weit vom Jahrhundertende — waren die Gärten echtes Gartenland gewesen. Daran erinnerte manches, die Obstbäume, die Holzzäune, die Tauben, die von einem der Besitzer gehalten wurden. Sie saßen meist auf einem der niedrigen Gebäude rechts, zu dem von der Pfingstweidstraße her ein Durchgang führte. In dem Durchgang waren häufig Leute, ließen Hunde springen oder machten anderen Lärm. Die Tauben saßen ruhig auf der Dachrinne. Sie waren vermutlich satt. Sie prägten sich mir ein als die sprichwörtlichen Tauben auf dem Dach.

Der am weitesten entfernte Garten, ein von Bäumen eingefaßter Hof, war der interessanteste. Dort liefen viele Kinder herum. Im Winter war der Garten eine Eisbahn. Diese Kinder waren zu beneiden. Erst viel später erfuhr ich, daß es Waisen-

kinder waren, die dort lebten und von einer Jüdischen Stiftung erhalten wurden.[1]) Eines von ihnen, ein Junge meines Namens mit dem Vornamen Eugen, gelangte in England später zu großem Reichtum und erhielt das Institut während der deutschen Inflationszeit und später durch seine Zuwendungen (schrieb später auch ein Buch über seine Erfahrungen als Britischer Internierter während des 2. Weltkrieges).[2]) Damals jedenfalls trieb er sich mit seinen Kameraden auf der privaten Eisbahn herum und ich saß im Zimmer hinter den Stäben. Verkehr über den leeren Raum hinweg hatte ich ausschließlich zu einem der Häuser an der Pfingstweidstraße. Dort saß hinter einem rückwärtigen Fenster ein Junge mit rundem Gesicht und langen gedrehten Locken. Er zeigte mir durch das meist geschlossene Fenster hindurch seine Spielsachen. Ich antwortete, indem ich die mir zur Hand liegenden Gegenstände aufhob und wortlos in Sichthöhe brachte. Andere Beziehungen bestanden nicht. Dreißig Jahre später, als wir uns nach langer Pause wieder trafen, hatte er immer noch die Angewohnheit, seine — nicht mehr nur Spielsachen — zu zeigen, ein reich verheirateter sogenannter Knallprotz.

Auf perspektivischer Täuschung des zur eigenen Kindheit rückwärts gewandten Blicks beruht der Eindruck des Alleinseins, doch nicht nur auf Täuschung. Das kleine Kind *ist* vermutlich viel allein, weil durch seine ungeübten Sinne wenig zu ihm dringt. Womit man das Alleinsein des Alters vergleichen mag, dessen abgenutzten Sinne Mühe haben, etwas Neues zu erkennen. Wie dem auch sei, ich habe die, objektiv sicherlich falsche, Erinnerung, lange Zeit allein in dem Zimmer mit den Gitterstäben gewesen zu sein, an dessen Möblierung ich mich auch nur undeutlich erinnere. Ein Bett muß darin gestanden haben — sogar zwei Betten, denn eine Schwester war nur 15 Monate nach mir erschienen — und ein Schrank, dessen Kante mir erinnerlich ist, weil ich mich daran blutig stieß. Sonst gab es in meinem Bewußtsein nur den Himmel, denn wir wohnten im 2. Stock, und die Gärten und den Ruf des fremden Vogels. Manchmal, am lichten Tag,

verdunkelte sich der Himmel durch die Rockschöße des Großvaters, der, ein gewaltiger (in Wirklichkeit höchstens mittelgroßer) Mann, durch das Zimmer schritt und, wie der liebe Gott aus Wolken, freundliche Worte und Schokoladenbrocken auf die Erde herab kommen ließ. Dies war der Großvater mütterlicherseits und er verschwand bald aus unserem Gesichtskreis, denn er starb früh, und wir Kinder waren so fasziniert von diesem plötzlichen Ende, daß wir vom Kinderfräulein erst darauf aufmerksam gemacht wurden, der Tod sei ein trauriger Anlaß und wir täten gut einige Tränen zu vergießen.

Wie gesagt, ich war also gar nicht allein, sondern zu einer zahlreichen Familie als erster Sohn und sechster Enkel gestoßen. Das Ereignis hatte im Hause stattgefunden. Eine Klinik suchte nur auf, wer etwas zu verbergen hatte. Und so war ich vorhanden, wie üblich, ohne zunächst mir dessen bewußt zu sein, als am 8. 3. 93 geborener erster Sohn eines im Winter 91 neu gegründeten Hausstands. Erster Sohn und sechster Enkel — die beiden Qualifikationen müssen fast gleichwertig gewesen sein im Bewußtsein meiner Mutter, deren Mutter und ihrer zahlreichen Deszendenz. Jedenfalls hat sie diese Vorstellung früh auf die Kinder übertragen. Erster — und wie sich später herausstellte, einziger — Sohn des am 31. 12. 1859 zu Schrecksbach in Oberhessen geborenen Kaufmanns Simon Spier zu sein, war ein natürliches und gewissermaßen neutrales Faktum.[3]) Enkel aber sein — und zwar sechster, wenn ich mich nicht verzähle — des Handelsmanns Chajim (amtlich registriert als Kain) Kaufmann aus Hilbringen a. d. Saar hatte in sich nicht nur das neutrale Faktum natürlichen Zusammenhangs sondern schon etwas von einer historischen Konstruktion, denn es gab ja noch einen anderen Großvater, den mehr als 80jährigen Nathan Spier aus Alsfeld (Oberhessen), der im Sandweg wohnte. Dieser Großvater hatte einen Backenbart (während der andere sich glatt rasierte) und saß, durch Alter oder Unfall in der Bewegung gehemmt, auf dem Sofa, wenn man ihn besuchte. Er wirkte fern und ein bißchen

unheimlich. Und sein Haus war nicht gleichwertig, ohne daß man es aussprach oder gewußt hätte warum[4]).

An äußeren Umständen kann dies kaum gelegen haben. Ob hessisches Dorf oder Dorf an der Saar, „Landjuden" waren beide Großväter gewesen, mit Bauernkundschaft und der typischen Funktion des Dorfjuden als Händler, Kreditgeber, Berater in allen Angelegenheiten. Der von der Saar dürfte der wohlhabendere gewesen sein — er hinterließ, als er 1899 starb, ein Vermögen von eineinhalb Millionen Mark in Grundbesitz, Wertpapieren und Außenständen. Aber das war schwerlich entscheidend. Entscheidend war vermutlich, daß dieser — nach den Bildern mittelgroße breitrückige Mann, der mit zwei Frauen — Schwestern — 16 Kinder gezeugt hatte, von denen 10 am Leben geblieben waren, die ihm vorgeschlagenen und von ihm genehmigten Schwiegersöhne durch seine Existenz der Familie und ihrer Lebensform assimilierte. Bezeichnend dafür ist, daß der einzige Schwiegersohn, der sich als nicht assimilierbar erwies, erst nach seinem Tode zur Familie hinzukam und sie bald wieder verließ.[5])

Man gehörte also, wenn man auch einen anderen Namen trug, zur Familie Kaufmann. Diese Zugehörigkeit wurde nicht besonders betont, sie verstand sich von selbst. Der Großvater war in seinem Dorf, dann im Städtchen Merzig, ja im ganzen Kreis, ein bekannter — wenn auch, wie man später erfuhr, nicht gleichmäßig angesehener — Mann gewesen. Für die Mutter, die am 27. 2. 1868 in Hilbringen geborene Bertha (was einen hebräischen oder jüdischen Namen verdeckte), war er unfehlbar, der Patriarch, der pater familias, jeder Kritik entzogen. Sie ging durch die Ehe keineswegs aus der väterlichen Gewalt in eine andere über. Denn ihr Ehepartner, mein Vater, lebte in erster Linie, vielleicht ausschließlich, für das erst kürzlich begonnene Geschäft. Er kam spät nach Hause. Sieben-Uhr-Ladenschluß und Sonntagsruhe waren unbekannte Dinge. Der Wettbewerb kannte keine Grenzen. Der Haushalt war Sache seiner Frau, die, an Unselbständigkeit gewöhnt, in ihrer Familie Rat suchte. Es ist rüh-

rend, in Briefen noch der 40jährigen Frau zu lesen, wie sie, unter Zurückstellung eigener Wünsche, die Entscheidung über das Datum eines Umzugs „der lieben Mama" überläßt. Und so — um zu den frühen Tagen zurückzukehren — bestimmte der Großvater vieles, was mich anging, die Art der Religionsausübung zum Beispiel. Er entschied auch, als die Zeit herankam, daß ich in eine jüdische Schule zu schicken sei.

Uns Kindern, die innerlich fern dem Elternhaus, in dem Persönlichkeitskult des literarischen Deutschlands der Jahrhundertwende aufwuchsen, war es lange eine schwer zu verarbeitende Erfahrung, daß unsere Eltern im Stil der alten Zeit „sich gefunden hatten" — d. h., daß der Ehevertrag, ausgehandelt zwischen dem Vater der Braut und einem Bruder und Geschäftsteilhaber des Bräutigams, virtuell vorhanden war, ehe man den künftigen Lebensgefährten Gelegenheit gab, sich zu sehen und binnen weniger Stunden zu verloben. Wir hatten keine Ahnung von der bildhaften Wirkung des durch lange Gewohnheit, Religion und Sitte geschaffenen Musters, das auszufüllen Tugend bedeutete, während ein Versagen, willentlich oder unwillentlich, der Sünde gleichkam. Vor die Elternpaare des Alten Testaments, von denen Agadot und Midraschim[6]) handelten, hatte die moderne Bildung zwar Romanfiguren geschoben. Emanzipation, Sentimentalität, Aufklärung und Romantik hatten das ihre getan, um Religion und Literatur auf eine Ebene zu bringen, so daß in mancher „Guten Stube" etwa ein „Zug der Israeliten durchs Rote Meer" und ein „Nathan der Weise" in Stahl gestochen Seite an Seite hingen. Aber gleichgültig woher — in einer Sphäre allgemeinen Wohlwollens — wie Goethe vielleicht diesen Zustand benannt haben würde — ohne scharfe Ecken und Kanten galten Brautzeit und Ehe nicht als Zeitabschnitte, sondern als formende und verwandelnde Kräfte, von „Höheren Mächten" (ein Lieblingswort des Fortschritt-freudigen liberalen Bürgertums) ausgehend, so daß die Individualität des Partners nicht so wichtig war wie seine allgemeine Eignung. Und diese war durch das Urteil vertrauenswürdiger Männer festzustellen.

Bei unserer Mutter war dies sehr einfach gewesen. Hauswirtschaft verstand sich von selbst, und für die von der Zeit verlangte Bildung hatte ein Töchterpensionat in Metz, dem Kulturzentrum des diesseitigen — damals Reichs-deutschen — Lothringens gesorgt; sie bestand im wesentlichen aus französisch in Wort und Schrift, etwas Klavierspiel und ein bißchen Literatur. Ihre Eignung stand außer Zweifel. Sie wurde gestützt durch die Mitgift, die der Großvater zu geben bereit war und die von anfänglich 60 000,— Mark nach seinem Tode auf 100 000 Mark aufgefüllt wurde (je 20 Mark ein Goldstück wohlverstanden). Die Mitgift war für die Frau ein Stück Selbstbewußtsein, auch wenn und gerade weil das Geld in die Verwaltung des Mannes überging. Für ihn war sie ein Stück Zukunft.

Der Vater gehörte zu den vielen jungen Leuten, die damals mit wenig Bargeld, aber mit Kredit und einem fast unbegrenzten Selbstvertrauen vom „kleinen Platz" in die Großstadt gezogen waren. Aus den wenigen mir bekannten Tatsachen zu schließen — er erzählte wenig — war er seit früher Jugend bereits unterwegs: Mit zwölf Jahren auf die Realschule nach Friedberg in Hessen, wo ein alter Onkel mit zwei taubstummen Töchtern ansässig war — ich habe ihn später selbst noch gesehen, das „Miauen" und Gestikulieren der Taubstummen war ein unheimlicher Eindruck für einen kleinen Buben — später als Reisender für eine Strumpfwaren-Großhandlung im Rheinland. Ansässig in Frankfurt war er Ende der achtziger Jahre geworden. Mit 15 000,— Mark, die von seinem Vater kamen, hatte er ein Schuhgeschäft in der Friedberger Gasse eröffnet und es drei Jahre später verkauft, um sich mit seinem älteren Bruder Liebmann zu verbinden, der seit etwa 10 Jahren unter der Firma Louis Spier ein Schuhgeschäft im Hause Fahrgasse 111 betrieb. Die Mitgift der Mutter war ein Teil der Geschäftseinlage.

Ein Elternhaus, ähnlich dem unserer Mutter, hatte er anscheinend nie besessen. Das Haus des Großvaters Nathan Spier war nicht der natürliche Mittelpunkt der Familie, sondern eine Abteilung. Es gab deren viele, denn auch Nathan Spier hatte aus

zwei Ehen fünf Söhne und drei Töchter: in Alsfeld, Gießen, Gudensberg, Frankfurt und später anderen Orts. Zu keinem dieser Verwandten trat ich je in eine nähere persönliche Beziehung. Persönliche Beziehungen über die durch Konvention gebotenen hinaus waren nicht der Stil dieser Familie. Selbst die beiden Geschäftsteilhaber der Firma Louis Spier verkehrten nur geschäftlich miteinander. Die einzige Ausnahme von der Regel stellte der mir ungefähr gleichaltrige Salli Levi aus Alsfeld, „Lalli" von seinen Freunden geheißen, Zahnarzt, Komponist, ab 1921 sehr aktives Vorstandsmitglied des Jüdischen Turn- und Sportvereins „Bar Kochba".[7]) Aber der war schon ein Halbvetter und hatte mit den Spiers wenig mehr zu tun.

So beschaffen waren also die Voraussetzungen für den Hausstand meiner Eltern, der gesetzlich vor dem Bürgermeister Ernst Thiel in Merzig (Saar) als Standesbeamten begründet worden war. Eine solche Trauung Bürgerlichen Rechts galt nicht als vollwertig. Wesentlich war die Trauung vor dem Rabbiner, zu der Verwandte und Freunde formgerecht auf schön bedrucktem Papier nach Bingen ins Hotel zum „Weißen Roß" auf den 9. Dezember 1891 „so Gott will" geladen wurden. Der Ordnungssinn der Mutter und ihr tiefes Gefühl für die Bedeutung des Tages in ihrem Leben hat sie alles bewahren lassen, was an Geschriebenem und Gedrucktem vorhanden war: Brautbriefe, Hochzeitslieder und selbst Theater- und Konzertprogramme aus den Dezembertagen in Wiesbaden.

Der neue Hausstand begann, wie eingangs erwähnt, in der Grüne Straße 40 in Frankfurt am Main, in einer Sechszimmer-Wohnung im 2. Stock. Das Haus war ein Neubau in dem alten Gartenland zwischen der in Anlagen verwandelten Umwallung und dem Zoologischen Garten. Gärten befanden sich noch reichlich in der Nachbarschaft auch der Hausfront gegenüber, zu denen man allerdings keinen Zutritt hatte. Die Wohnungseinrichtung zu stellen, gehörte zu den Verpflichtungen des Mannes. Da er keine Zeit hatte, wurde unsere Mutter von ihrer Schwägerin eingerichtet, der Frau Louis Spier, die aus dem Posen'schen

stammte, eine scharfe Aussprache, untermischt mit vielen jüdischen Vokabeln zu reden gewohnt war, und sich in Frankfurt bereits auskannte. Es gab wohl wenig Menschen, die unsere Mutter, soweit sie überhaupt dieses Gefühls fähig gewesen, später so haßte, wie diese Frau. Aber das hatte andere Gründe — mit der Wohnungseinrichtung hatte es nichts zu tun. Die war, wie sie zu sein hatte und wie man sie überall im neuetablierten Mittelstand traf, mit einem Speisezimmer in Renaissance und einem Salon in Louis XVI., einem Wohnzimmer undefinierbaren Stils, einem Schlafzimmer mit Himmelbett und Ampel sowie einem Schlaf- bzw. Spielzimmer für die Kinder, alles Imitation alten Kunsthandwerks, fabrikmäßig hergestellt und ziemlich teuer. Dazu gerahmte Stahlstiche, Nippsachen und andere geschmacklose Gegenstände, so wie sie als Hochzeitsgeschenke gegeben worden waren. Ich erinnere mich an ein Majolika-Relief, das einen Herrn mit Schnurrbart im Profil zeigte wie er einem unbekannten Gegenüber zuprostete, den „Römer" in der erhobenen Hand.

Meine Erinnerung an das Haus und seine Bewohner ist, was die ersten sechs Lebensjahre angeht, wenig genau. Ich habe bei meinen eigenen Kindern bemerkt, wieviel ein kleines Kind erfährt und lernt, wieviel es mit sich selbst und seiner Umwelt anfangen kann. Es wird mit mir kaum anders gewesen sein, aber nach dem Stand der Erinnerung zu schließen, könnte ich die Zeit im Traum gelebt haben. Ich hatte auch keine Gelegenheit Kindheitseindrücke vergleichend nachzuprüfen, denn als ich im Sommer 1951 die Grüne Straße wieder aufsuchte, stand das Haus nicht mehr, es war gebombt und abgeräumt, und seine Grundfläche war zementiert als Standplatz für Wagen zum wiederaufgebauten Nachbarhaus geschlagen. So weiß ich dunkel: ohne zu wissen, ob es wirklich so gewesen: den Vater sah ich so gut wie nie. Er verbrachte den Tag bis zum späten Abend in einem ziemlich finsteren Lokal der Töngesgasse, wo sich das Engros-Lager und die Buchhaltung befand. Hohe Pulte mit Kontoristen auf Drehstühlen davor, sind mir von irgend einem Besuch erinnerlich, das Wunder eines Kopierbuchs, in dem die handgeschriebenen

Geschäftsbriefe abgeklatscht wurden. Einmal kam er zu irgendeiner Tageszeit ins Kinderzimmer und hängte einen bunten Öldruck an die Wand. Der Druck stellte einen Mann mit großem Bart dar. Der Mann war der erst wenige Jahre zuvor verstorbene Kaiser Friedrich der Dritte. Uns wurde bedeutet, daß dies ein guter Mann sei. Gelegentlich sah ich den Vater auch einmal am Morgen mit angelegten Gebetriemen an dem nach Osten gerichteten Fenster stehen, eine Angewohnheit, die er später aufgab. Ich kann mich nicht erinnern mit ihm gespielt zu haben. Er war weit entfernt und in der Beziehung zu ihm überwog die Scheu die von der Konvention vorausgesetzte Zuneigung.

Die Mutter dagegen war stets gegenwärtig, von dem Augenblick, in dem sie morgens weiß umhüllt im Kinderzimmer Platz nahm um sich ihr Haar aufstecken zu lassen, was von einer eigens zu diesem Zweck im Hause erscheinenden Friseuse unter Zuhilfenahme von Nadeln, Haarkissen und einer hochinteressanten Brennschere besorgt wurde, bis zum Nachmittag, an dem sie sich regelmäßig zu ihrer Mutter begab. Zwei weibliche Wesen waren außerdem als Hauspersonal vorhanden. Eins von diesen trieb uns in der Friedberger Anlage spazieren, uns, denn so lange ich mich entsinne, war immer eine Schwester zumindest dabei. Wir lernten dabei andere Kinder aus guten Frankfurter Familien, jüdischen und christlichen, kennen. Nichts von den dort früh geknüpften Beziehungen hatte eine Fortsetzung. Es waren Beziehungen zwischen den Gouvernanten. Mit den ersten Schuljahren spätestens brachen sie ab. Von uns wurde das Wesen, das uns spazieren führte, üblicherweise „unser Medche" genannt. Das wurde anders als, ich mag vier Jahre alt gewesen sein, eine sehr bestimmte und für einen kleinen Buben übermäßig erwachsen aussehende Person namens Elisabeth Heiser erschien, eine Katholikin aus Fritzlar in Hessen, die sich als Kinderfräulein bezeichnete. Sie erwarb sich unsere ganze Liebe, war viele Jahre bei uns und ich habe ihr wahrscheinlich mehr zu danken als ich weiß. Ich vermute, daß sie sich besonders unserer Sprache annahm, die von Merzig und Schrecksbach her und unter dem späteren Einfluß

der extrem jüdisch-orthodoxen Schule mit Redewendungen durchsetzt gewesen sein muß, die ihr nicht gefielen und für die sie mich gern mit dem Prädikat „Mausche" belegte. Ich habe dies Prädikat als Anrede später in Johann Peter Hebels „Schatzkästlein" gefunden und kann hieraus auf den Zusammenhang schließen. Sie selbst sprach jedenfalls ein wohlklingendes und von meiner Mutter öfters wegen seiner Reinheit gelobtes Deutsch. Für die Pflege der Mundart hatte diese Zeit keinen Sinn.

Die Beobachtung jüdischer Bräuche verstand sich von selbst. Sie geschah ohne Aufdringlichkeit. Der Haushalt wurde koscher geführt, die Trennung von Fleisch und Milch war ein wichtiger Instruktionsgegenstand, sobald ein neues Dienstmädchen (so hießen die späteren „Hausangestellten") angelernt werden mußte, zu gewissen Jahreszeiten gab es allgemeinen Umsturz der Hausordnung, mit Geschirrtransporten von der Wohnung zum Speicher und umgekehrt, zu anderer Zeit aß man Milchsuppe und Fisch. Daß der Vater Gebetriemen anlegte, tat er dem Großvater, oder besser der Ehrfurcht unserer Mutter vor dem Großvater, zulieb. In seinem Vorleben hatte er diese Gewohnheit schon einmal abgelegt. Die Mutter sah ich bisweilen am Freitag Abend die Lichter segnen, Gaslichter wohlverstanden, an der Lampe mit den vielen Armen, die von der Decke herabhing und hoch und nieder gezogen werden konnte. Der Ausdruck ihrer Augen war mir merkwürdig. Sie übte aus, was sie selbst Mutter und Großmutter hatte ausüben gesehen, sie erfüllte und gab weiter, oder glaubte weiter zu geben. In jedem Falle fühlte sie in ihrer bis ins hohe Alter kindlich andächtigen Seele den Kontakt mit den „Höheren Mächten".

Mit der Synagoge machte mich der Großvater bekannt. Es war die Synagoge am Börneplatz, im Volksmund noch immer „der Juddemark" (gleich „markt") geheißen, auf dem Gelände neben dem uralten damals schon bald hundert Jahre geschlossenen Judenfriedhof, die heute, seit der „Kristallnacht" des Jahres 1938, nicht mehr steht. Er nahm mich oft mit zum werktäglichen Abendgottesdienst und am Vorabend der Feiertage. In der Woche

war das Haus schlecht besucht. Einige alte Herren saßen da, die sich untereinander kannten, Großväter einiger der späteren Westendfamilien darunter, mit deren Enkeltöchtern in den zwanziger Jahren ich tanzen ging. Die alten Herren spuckten leider viel, und auch sonst war der Besuch nicht sehr erfreulich. Ich langweilte mich und hörte schläfrig den unverstandenen Lauten zu, die mich an andere halbverstandene Ausdrücke erinnerten. Allmählich mit der Gebetordnung vertraut werdend, hatte ich heraus, daß der Vorbeter an einer bestimmten Stelle „Salmiakgeist" rief oder jedenfalls etwas, das ähnlich klang. Dann war die Geduldsprobe wieder einmal dem Ende nah.

So war die Welt der ersten sechs Lebensjahre, traumhaft, im Halbdunkel. Helleres Licht fällt auf einige wenige Reiseeindrücke, denn irgendwann in dieser Zeit wurden wir von unserer Mutter zu ausführlichen Verwandtenbesuchen mitgenommen. Erste Eindrücke vom Landleben stammen von daher, von Gemüsegärten, Kuh- und Pferdeställen, von Körner pickenden Hühnern, von Besuchen bei neugeborenen Zicklein, Wagenfahrten über Land, und Maikäferfangen in den Obstbäumen mit anschließendem Streit um die Beute. Vielleicht rührt es daher, von der Abschirmung bürgerlicher Kindheit gegen das Ökonomische, daß mir das Geldverdienen durch Landwirtschaft weit später einige Mühe verursachte. Sonst waren diese Besuche von keiner Konsequenz, denn bald immer wieder lag man im Zimmer mit den Gitterstäben und hörte in der Morgendämmerung den Ruf des fremden Vogels, von dem man nicht genau wußte, woher er kam und es auch nicht zu wissen begehrte.

II

Die Stadt

Die Stadt, in der ich zur Welt kam, ist Frankfurt am Main.

Was damals stand, steht heute zu einem großen Teil nicht mehr. Die Bombenangriffe der letzten Kriegsjahre haben gerade die alte Stadt in Trümmer gelegt. Von der an der Stelle der ehemaligen Judengasse wieder sichtbar gewordenen Stadtmauer des 12. Jahrhunderts bis zum Main hinunter ist um den ausgebrannten und wiederhergestellten Dom herum nichts mehr vorhanden, was von dem — gereinigt und elektrisch beleuchtet — aber sonst wie unter Glas erhaltenen späten Mittelalter eine Anschauung geben könnte.[8])

Es war nicht das echte Mittelalter, das die Bomben trafen, das echte, das der große Johann Wolfgang als Knabe gesehen und im Alter beschrieben hatte: mit Festungen in der Stadt und 42 Türmen auf der alles einschließenden Mauer und den Schädeln längst hingerichteter Staatsverbrecher über dem Brückentor. Aber es war Mittelalter mit Zusätzen aus der Renaissance und Barockzeit, seines kriegerischen Charakters entkleidet und von einem „Bund tätiger Altstadtfreunde" kunsthandwerklich präpariert. Eine stille Kleinstadt lag da am Main, über deren Fachwerkhäusern die Domglocke dröhnte und aus der sich das Wirtschaftsleben in das, was man zu Goethes Zeiten bereits die Neue Stadt nannte, verzogen hatte. Wenig ist stehengeblieben, der ganze Ostteil insbesondere, vom Römerberg bis hinter die Fahrgasse, ist vernichtet.[9])

Auch in die neue Stadt haben die Bomben Lücken gerissen. Herrenhäuser im diskreten Stil der letzten prädemokratischen Zeit, echte und imitierte Barockbauten, moderne Geschäftspaläste sind in Staub verwandelt, hundertjährige Bäume gebrochen oder durch die Vernichtung des Gebäudes, dem sie dienten, ins Leere gestellt, die dünner gewordenen Parkanlagen durch zu Hügeln

gehäuften Schutt und Einbauten verändert. Auf der „enttrümmerten" Grundfläche (das Wort ist eine Neubildung der heutigen deutschen Sprache) entsteht ein neues Frankfurt, ähnlich anderen Städten in Deutschland, die das Schicksal erfahren haben, ihre aus tausendjähriger Geschichte stammende Besonderheit zu verlieren.

Ich kann nicht beschreiben, wie Frankfurt um 1900 herum aussah. Ich war 15 Jahre alt und wurde von manchen Leuten bereits mit Sie angeredet, als ich zum ersten Male unter sachverständiger Führung die mittelalterliche Stadt kennenlernte; es stand ein Sängerfest bevor, und Gymnasiasten wurden im Auftrage des Magistrats als Fremdenführer ausgebildet.[10]) Eins ist sicher: die Stadt befand sich damals in einer Entwicklung. Die Freie Stadt Frankfurt, die, 27 Jahre vor meiner Geburt, von den Preußen besetzt, ziemlich übel behandelt und schließlich annektiert worden war, hatte sich in ihrer Ausdehnung von der Stadt um 1800 herum wohl kaum unterschieden. Seitdem war sie gewaltig gewachsen, weit über den ehemals ummauerten Stadtkern und die Landhäuser vor den Toren hinaus und, nur von Brandmauern vertikal getrennt, zogen sich die öden Häuserfronten des Industriezeitalters nach Norden und Osten. Die Bevölkerungszahl war durch Zuzug und Eingemeindung gestiegen und stieg weiter. Nach dem neuen Bahnhof weit draußen, der die drei Bahnhöfe vor dem Gallustor ersetzte, hatte man eine moderne geradeaus gezogene Straße angelegt, die Kaiserstraße, die, entsprechend der politischen Entwicklung ihren Namen einige Male ändern sollte. Noch fuhr die Pferdebahn auf Schienen durch die Hauptstraßen der Stadt, mit dem die Peitsche schwingenden uniformierten Fuhrmann auf der vorderen Plattform. Ich mag sechs Jahre alt gewesen sein, als der Vater die Familie einlud mit der neuen elektrischen Straßenbahn eine Fahrt zu unternehmen. Und so fuhren wir an einem Sonntag durch den Sandweg nach Seckbach hinaus und sofort wieder zurück — ohne Pause für Kaffee und Kuchen in einer der Gastwirtschaften. Es war das erste Mal,

daß ich den technischen Fortschritt als unbefriedigend empfand, denn was hatte sich schon ereignet: man fuhr wie sonst, nur etwas schneller.

Das Wachstum der Stadt war es gewesen, das den Vater veranlaßt hatte, sich in ihr ansässig zu machen. Es war selbst den Kindern fühlbar. Sie sahen zwar nichts von den neuen Vierteln, aber sie hörten, wie Erwachsene mit einem bekümmerten Blick durchs Fenster darüber klagten, daß man ihnen die Aussicht ins Freie verbaue. Sie merkten nichts davon, daß mehr und mehr Firmen die Altstadt verließen, daß auf der Zeil Häuser mit schmalen mittelalterlichen Fronten fielen, dann aber wurden sie plötzlich vom „Medche" oder dem „Fräulein" mitgenommen, wenn alles lief, um den grasgrün gestrichenen Palast aus Glas und Eisen zu sehen, in dem das Warenhaus Schmoller sich eröffnete. Sie erfuhren auch nichts von der — wie sich später herausstellte folgenschweren — Entscheidung, ein sechs Stockwerke hohes Schuhhaus Spier nicht auf der Zeil, sondern am Ausgange der Fahrgasse unweit der ehemaligen Konstabler Wache zu errichten, wo die Ruine heute noch zu sehen ist. Aber man zeigte ihnen die Ausschachtung — zwei Keller sollte das Gebäude erhalten — und führte sie später eines Abends hin, als die Menge sich vor erleuchteten Schaufenstern drängte und innen Geschäftsinhaber und Personal in freudiger Erwartung standen. Sie hörten auch nicht viel von industrieller Entwicklung, von Fahrrädern und Schreibmaschinen, nicht einmal, was nahegelegen hätte, von der Mechanisierung der Schuhindustrie. Aber Hochräder sah man gelegentlich auf dem Platz vor dem Friedberger Tor, kuriose Dinger, die schnell ungebräuchlich wurden, und von der elektrischen Glühbirne sprach alles, seit sie 1891 auf einer Ausstellung an der Forsthausstraße gezeigt worden war. Sie war noch klein und duster für unsere heutigen Begriffe, Edisons Kohlenfaden-Lampe, aber in grün und roter Ausführung und in Menge montiert, diente sie, den großen Goethe öffentlich ins rechte Licht zu setzen, als man seinen 150sten Geburtstag feierte. Der Strom kam von der Schweizer Grenze, vom Rheinfall bei Laufen. Es

war zum ersten Mal gelungen, ihn ohne allzu großen Verlust so weit zu leiten und für den örtlichen Bedarf nach Frankfurt aufzulösen, so berichtet ein Zeitgenosse.

In einer Zeit, die den freien Unternehmer, soweit sie ihn duldet, als eine Einrichtung betrachtet, die unter Kontrolle gehalten werden muß, ist es vielleicht nicht überflüssig darauf hinzuweisen, daß dazumal — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — die Unternehmungslust nur an eine Grenze stieß: die Konkurrenz, und der Produktionseifer nur auf eine Hemmung: die Absatzkrise. Freizügigkeit und Gewerbefreiheit galten buchstäblich in Westeuropa, der Reisepaß war eine Einrichtung der Türkei (die noch bis zur Adria reichte) und des zaristischen Rußlands. Wer den Mut hatte, zog dahin, wo es ihm paßte, kaufte und verkaufte und zahlte, meist mit Wechseln. (Daß der letzte im Monat ein kritischer Tag erster Ordnung sein konnte, hatten selbst die Kinder bald heraus.) Die Leute freuten sich ihrer Freiheit als ob sie wüßten, daß sie kurzlebig sei. Denn sie stammte — eine späte Errungenschaft der Revolution — erst aus den sechziger Jahren und ging im ersten großen Krieg praktisch zu Ende.

In Wirklichkeit wußten die meisten Leute gar nicht viel über die Besonderheit ihrer Lage. Sie vertrauten dem Glück, dem Wachstum der Städte, der Eigenbewegung des Kapitals in „willenlosem Optimismus" wie ein damals berühmter Kulturhistoriker, der Leipziger Professor Karl Lamprecht, im zweiten Ergänzungsband zu seiner vielbändigen Deutschen Geschichte es nannte. Ich habe später als Rechtsanwalt manchen einstmals bewunderten Kaufmann hilflos der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre gegenüber gesehen. Eine Zeit hatte ihn groß gemacht, eine andere machte ihn klein. Die meisten trieben mit der Strömung als Kapitäne, ohne von der Navigation eigentlich etwas zu verstehen. „Wenn einer nur fleißig war, mußte er es zu etwas bringen" sagte mir lange nach dieser Zeit mein Schwiegervater, zu dessen Zeit die „Navigation" ebenso notwendig wie schwierig geworden war. Der Unheilsprophet Karl Marx hatte zwar schon 1873, zwei Jahre nach dem Sieg Preußens über Frankreich, verkündet, die

allgemeine Krise sei im Anmarsch und „werde selbst den Glückspilzen des neuen heiligen preußisch-deutschen Reichs Dialektik einpauken". Aber die allgemeine Krise kam nicht. Die deutsche Volkswirtschaft warf in den Jahren nach 70 zwei bis zweieinhalb Milliarden Mark jährlicher Ersparnisse ab, der Umsatz der Deutschen Reichsbank war um 1900 auf 189 Milliarden gestiegen, der Bodenwert der deutschen Großstädte von eineinhalb auf neuneinhalb Milliarden. Es gab Rückschläge, ausgehend von einer Absatzkrise der amerikanischen Stahlindustrie oder von Schwierigkeiten in Rußland. Aber sie wurden schnell überwunden und um 1905 hielt der oben erwähnte Historiker es für möglich, daß Deutschland „an seinen historisch aufgesummten Kapitalien ersticken könne" (wogegen er die Expansion nach Übersee empfahl).

Frankfurt, um auf diese Stadt zurückzukommen, war für deutsche Verhältnisse immer reich gewesen. Nie zerstört, nie geplündert, wenn auch zu allen Zeiten von allen Kriegführenden mit Kontributionen belegt, nie so ernstlich Partei ergreifend, daß es dem Handel hätte schaden können, Messestadt, Krönungsstadt der deutschen Kaiser, hatte es immer eine sehr wohlhabende Oberschicht in seinen Mauern gehabt, deren Zusammensetzung mit den Zeiten wechselte. Zu den Restbeständen des mittelalterlichen grundbesitzenden Adels waren nach der Reformation Franzosen, Niederländer, Italiener gestoßen und hatten sich in Frankfurter verwandelt. Es war merkwürdig, wenn auch von wenigen als auffällig empfunden, im Jahre 1915, unmittelbar nach wildesten nationalistischen Exzessen in den europäischen Großstädten, in der Kaserne des 63. Artillerie-Regiments in Bockenheim dem Vaterland gemeinsam mit Jünglingen zu dienen, die van Zuetphen, DelaFontaine oder Bolongaro-Crevenna hießen. Als letzte vor 1866 waren die Juden zu den Frankfurter Bürgern gestoßen, die Mitglieder der Jahrhunderte alten Judengemeinde, deren Quartier, „die Gaß", von einer französischen Revoltutionsarmee im Jahre 1796 in Brand geschossen worden war. Die Juden hatten damals sich über die Stadt verteilt und

allen Bemühungen des Rats und der Bürgerkollegien, sie wieder in ein neu zu erbauendes Ghetto zurückzuführen, widerstanden. Die Häuser der Gasse „Zum Roten Schild", „Zum Schwarzen Schild", „Zum Strauß", „Zur Flasche" u. a. lebten in Familiennamen fort. Um 1900 war es so weit, daß ein letzter Abkömmling des ältesten Frankfurter Adels, ein Herr von Holzhausen, und ein Mitglied des jüngsten Adels, die Freifrau Mathilde von Rothschild, mit ihren großen Besitzungen im Nordwesten Frankfurts beide der Stadt die Weiterentwicklung sperrten. Der Holzhausen-Park ist heute eines der angenehmsten Wohnviertel und die „Grüneburg" der Rothschilds ein vielbesuchter Volkspark, soweit das Gelände nicht von US Headquarters Building (dem Verwaltungsgebäude des aufgelösten I.G. Farbentrusts) und zugehörigen Neubauten in Anspruch genommen ist.

Eine höchst selbstbewußte Oberschicht war auf diese Weise entstanden. Eine Gesellschaft, vorwiegend von Bankiers und Großhändlern, deren Familienbeziehungen und Geschäftsverbindungen sich über die damals bekannte Welt erstreckten. Um die Mitte des Jahrhunderts war Frankfurt einer der größten internationalen Finanzplätze gewesen. Als die Preußen kamen, hatten einige der Freistädtischen Republikaner, ich glaube vorwiegend jüdische, aus Gesinnung oder aus Vorsicht, die Schweizer Staatsangehörigkeit angenommen, die 70 Jahre später ihren Nachkommen wohl bekam. Der letzte Bürgermeister der Freien Stadt hatte Selbstmord begangen. Andere Republikaner gewöhnten sich an die Preußen; einige nahmen den Adel an, den ihnen der Kaiser Wilhelm verlieh. In der bedeutenden Autobiographie von Moritz Julius Bonn (geboren 1873) ist das Frankfurter Patriziat noch als lebendige Gegenwart geschildert.[11]) Eine Generation später war es vom Zustrom der „Hergeloffenen" überschwemmt.

Die Hergeloffenen waren die Zuwanderer, die vor 1866 um das Frankfurter Bürgerrecht sich hatten bemühen müssen — zum Unterschied von den „Eingeplackten", die es erheiratet hatten. Fremde waren sie beide.

„Un wär'sch e Engel un Sonnekalb
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beste Mensch is e Ärjerniss,
Wenn err net aach von Frankfort is."

Diese, Alt-Frankfurter Verhältnissen entsprechende Beurteilung durch Frankfurts größten Dichter Friedrich Stoltze (der bekanntere „Olympier" von Weimar hatte es in seinem langen Leben fertig gebracht, nicht mehr für einen Frankfurter zu gelten) war um 1900 kaum noch am Platze. Ein Fremder von außerhalb hatte die „Frankfurter Zeitung" gegründet, Fremde die mechanischen und chemischen Fabriken in den Außenvierteln, Fremde die modernen Geschäftshäuser in den Hauptstraßen; die Oberbürgermeister der achtziger und neunziger Jahre, Miquel und Adickes, waren Norddeutsche. Der Alt-Frankfurter Stolz, den manche Familien, alteingesessene Juden und Christen, zur Schau trugen, hatte einen leicht komischen Zug bekommen. Aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stammt die Anekdote: der Zar von Rußland (der auf Schloß Friedberg sich von den Stürmen der russischen Revolution erholen wollte) sei über die Zeil gefahren mit einem Gesicht als ob er sich für den Conrad Binding halte, einen für seinen Stolz bekannten Frankfurter Brauer. Aber der alte Stolz war wirksam genug um das Kollektivbewußtsein der modernen Großstadt zu beeinflussen, in dem eine dunkle Erinnerung an die einstige Souveränität der Stadt weiterlebte, umgeformt in eine Abneigung gegen Preußen und in eine reservierte und nicht unbedingt kooperative Haltung gegenüber der preußischen Regierung, deren Vertreter — bezeichnend genug — nicht in Frankfurt, sondern im ehemals Herzoglich Nassauischen Wiesbaden und der weiland Kurfürstlichen Landeshauptstadt Kassel residierten.

Der „Geist der Zeit" mag für den Historiker von Bedeutung sein, ihr Körper ist es nicht weniger. Nun — der Körper entsprach einer heutigen Kindern beinahe unverständlichen Zivilisationsstufe. Um es negativ auszudrücken: kein Kraftwagen, kein Flugzeug, kein Radio, kein Kino, die Mittel des heutigen Ver-

kehrs und Amüsements bestenfalls im Experimentalstadium, erste Anfänge der Elektrifizierung. Das Pferd, die Dampfmaschine, das Leuchtgas waren die technischen Mittel der Zeit, Konstanten der täglichen Erfahrung.

Pferde waren überall zu sehen, mächtige Stangenpferde vor den Wagen der Bierbrauer und Kohlenhändler, flinke wohldressierte Tiere vor den eleganten Privatwagen, Mähren vor den dem öffentlichen Gebrauch dienenden Droschken. Es gab öffentliche Tränkstellen, Straßenkehrer sammelten den Pferdemist in große auf den Verkehrsstraßen stehende Kästen. Die Hauptstraßen der Innenstadt waren mit Holz gepflastert — zur Schonung der Pferde, zur Bequemlichkeit der Herrschaften. Mit dumpfem Ton klopften die Hufe auf den Boden, während der Wagen leicht über das Parkett rollte. Um die städtischen Anlagen herum führte ein Reitweg, der noch lange bestand, als längst kein Reiter mehr zu sehen war. Vor dem Opernhaus rief nach der Abendvorstellung ein betresster Portier die wartenden Equipagen mit den Namen der Familien auf, denen sie gehörten: „Bethmann, Passavant, Koch usw." Das Pferderennen in Niederrad war ein großes gesellschaftliches Ereignis. Der kleine Mittelstand fuhr im Mietwagen über die Forsthausstraße, um etwas von der eleganten Welt zu sehen, wenn sie in langem Zuge sich in die Stadt zurückbegab. Ich weiß noch welch brüllende Heiterkeit ich weckte, als in einer kleinen Stadt Oberhessens ich mich erkundigte, ob das Pferd, mit dem der Onkel über Land zu fahren pflegte, ein Luxuspferd sei. Ich hatte gerade lesen gelernt und in der oberen Grüne Straße waren Stallungen, an denen vermerkt stand, daß dort Luxuspferde gehalten würden.

Steinkohle, das Futter für die Öfen, insbesondere für den großen Kohlenherd, der als technisches Zentrum der Küche in jedem Privathaus stand, lag überall in kleinen Stücken herum und erregte die Neugier der Kinder durch die Regenbogenfarben, die auf manchen Exemplaren zu sehen waren. Der Schornsteinfeger, rußgeschwärzt, mit Seil, Leiter und Zylinder, war der alltägliche Kinderschreck. Überall rauchten die Schlote, jeder Ma-

schinenantrieb kam von einem Dampflokomobil. Mitten in Wohnvierteln stand dampfend und Ruß aushauchend die Vorortbahn nach Isenburg oder Eschersheim — letztere im Volksmund „die Knochemühl" genannt. Morgens und abends liefen die Laternenanzünder mit langen Stangen, um die Gaslichter auf den gußeisernen Laternenpfählen zu bedienen. Ruß lag auf den Dächern und den Fensterbänken, er färbte die Hauswände und den Mainsandstein des Doms und der Alten Brücke, und es war tröstlich aus Gesprächen der Erwachsenen zu vernehmen, daß Frankfurt eine verhältnismäßig wenig rußige Stadt sei, im Verhältnis zu Essen beispielsweise oder zu Paris.

Es gab keinen Sport als Massenbetrieb und Volksbelustigung. Wohlgekleidete Leute spielten Ball auf Tennisplätzen, Schwimmen konnte man im Hallenschwimmbad — Männer und Frauen in getrennten Hallen mit verschiedenen Eingängen — Baden im Main in kleinen auf dem Wasser erbauten Kabinen. Den Feldberg erstieg man selten, aber dann in schwerer Lodenkleidung. Der einzige volkstümliche Sportbetrieb, bei dem alles sich mischte und nur die Eintrittspreise gewisse gesellschaftliche Unterschiede aufrecht erhielten, war im Winter der Eislauf. Tauwetter war trübselig, Frost war begeisternd — erst später kamen Rodelschlitten und Skier auf, die auch den Schneefall wichtig machten. Die Kleidung war allerdings ein Problem, wenn auch nicht so sehr für die Kinder. Aber Frauen auf Fahrrädern z. B. — korsettgepanzert und in dichten knöchellangen Hüllen — waren unmöglich, die Versuche einer sogenannten Reformkleidung fürchterlich, das ganze Unternehmen, die den Stand bedeutende, den gesellschaftlichen Rang darstellende äußere Erscheinung ohne Aufgabe des Prinzips dem Maschinenzeitalter anzupassen, aussichtslos. Ich weiß nicht mehr, wann der große Sprung erfolgte, und es nur noch eine Mode gab für alle Stände, wahrscheinlich am Ende des ersten Großen Krieges, the Kaiser's war, wie er in England hieß, als es keinen Kaiser mehr gab und mit ihm vieles abgeschafft wurde, das älteren Ordnungen entstammte.

Einstweilen aber — um 1900 — gab es noch genug gesellschaftliche Unterschiede, die nicht allein auf dem Geldbesitz beruhten.

Es gab zwar Gleichheit vor dem Gesetz, und im Reich (wenn auch nicht in Preußen) allgemeines gleiches Wahlrecht zum Parlament und Press- und Gewerbefreiheit, aber sonst war alles noch lebendig, was 1900 Jahre Christentum und 250 Jahre Kleinstaaterei an Gegensätzen, Klassen, Abneigungen, vorgefaßten Meinungen hervorgebracht hatten. Da gab es zunächst einmal, auch nach dem großen Aufräumen während des fast abgelaufenen Jahrhunderts, noch mehr als 20 fürstliche Residenzen in Deutschland mit Hofadel und Hofbeamten und Hoflieferanten, mit Hofkirche und Hoftheater und Bildergalerien, und dazu eine große Zahl ehemals souveräner Häuser. Es gab — im Osten besonders — den kleinadligen Grundbesitz, es gab den hohen katholischen Klerus und die etwas weniger hohe (weil vom Staat abhängige) protestantische Geistlichkeit, und es gab überall das Militär, die Offiziere in blauen und grünen Uniformen, behängt mit allerlei — im Ernstfall unbrauchbarem — historischem Kriegsschmuck. Es gab das Bürgertum, alten und neuen Reichtum, es gab die höchst standesbewußten gelehrten Berufe (kein Mensch sprach noch vom „geistigen Arbeiter"). Es gab die Beamten aller Stufen. Und alle übten Autorität aus beruhend auf Rang oder Amt oder Abkunft. Bei aller Rechtsgleichheit war noch etwas fühlbar von mittelalterlicher Grundherrschaft und absolutem Fürstentum, von Stadtfreiheit und weltlicher Bedeutung der kirchlichen Macht, zu binden und zu lösen. Paläste und Dome und Rathäuser waren keine Museumsstücke, d.h. ausgesondert aus dem praktischen Leben und nur der Betrachtung dienend, sondern sie gehörten zum Alltag in der Weise alter Kulturen, die den Zweck eines Gegenstands in Symbolen darstellt. Die gesellschaftliche Unruhe kam von dem Kleinbürgertum her, das sich durch die Industrialisierung der Konsumgüter bedroht fühlte und sich nicht gegen die ferne Fabrik sondern gegen das straßennahe Warenhaus aufbringen ließ (gleichzeitig

aber auch seine Söhne auf die Universitäten schickte, von wo aus diese den zunehmenden Bedarf an Lehrern, Ärzten, Anwälten zu decken bestimmt waren). Und sie ging aus von den Fabrikarbeitern, die durch die Gewerkschaften politisiert wurden und durch die Sozialdemokratische Partei ihre Ansprüche anmeldeten.

Die neuen Frankfurter hatten, nach dem Muster der alten, aus allen Händeln, die der Reichsgründung folgten, so ziemlich sich draußen gehalten. Eine Ausnahme bildete die „Frankfurter Zeitung", die aber damals wohl bereits außerhalb Frankfurts stärker beachtet wurde als in der Stadt selbst. In einer Stadt des Großhandels und des Bankgewerbes kannte man die Länder außerhalb der deutschen Grenzen und stand dem neuen preußisch-deutschen Betrieb, wie er sich mehr und mehr in der Person des seit 1888 regierenden Kaiser Wilhelms des Zweiten personifizierte, mit einer Art von stummer Neugier gegenüber. Das unpolitische und nur seinen Geschäften nachgehende Bürgertum hatte ihm im Grunde nichts vorzuwerfen, wenn es auch manchmal mit seinen Methoden nicht einverstanden war. Er tat nichts anderes als was der Professor Lamprecht und mit ihm zahllose andere Professoren und Nichtprofessoren seit Jahren empfohlen hatten. Er sorgte seines Teils dafür, daß Deutschland nicht „an seinen aufgesummten Kapitalien ersticken solle". Es gab, glaube ich, nur wenige Leute, die das Gefühl hatten, einmal werde die Politik der Expansion sich festfahren und unvorsichtig und gewaltsam den Sicherheitsapparat der militärischen Koalitionen auslösen, den die Großmächte in Europa aufgebaut hatten.

Einstweilen lebte man jedenfalls noch 10 und 20 Jahre vor der Katastrophe und Frankfurts Ausdehnung schadete keinem Menschen. Die Stadt baute sich ein neues Rathaus zwischen dem Römer und der 1848 berühmt gewordenen Paulskirche, in weiß und rot, den Frankfurter Farben, nicht schön und nicht häßlich, mit allerlei Skulpturen und einem hohen Turm, den man nach dem Vornamen des Oberbürgermeisters den „Langen Franz" nannte. Und um den Verkehr zum Rathaus und der wirtschaft-

lich absterbenden Altstadt zu lenken, brach man eine Straße durch den inneren Bezirk, die Braubachstraße, und baute über den Resten des „Nürnberger Hofs" und des Hauses „Zum Lämmchen" eine Reihe von Konstruktionen aus nachgeahmtem Fachwerk und in nachgeahmter mittelalterlicher Heimlichkeit, die, wie das Rathaus, den Untergang von so viel altem und echtem überlebt haben. Auf Spaziergängen mit einigen älteren Verwandten, die nicht viel zu tun hatten, kamen wir Kinder während der Bauarbeiten in diese Gegend und erfuhren von der Geschichte der abgerissenen Bauten und der Bedeutung der Skulpturen soviel wie die Verwandten selber wußten. Mehr als die mittelalterliche Heraldik war uns und der erklärenden Tante der jüdische Hausierer Davidsburg verständlich, dessen komischer Kopf einen Schlußstein über einem der Tore zierte, oder sein Nachbar, der „Kannix", ein Rabbinatsgehilfe, die beide einmal bekannte Straßenfiguren der Freien Stadt gewesen sein mußten und steinern mit in die neue Zeit hinüber genommen wurden. Aber diese Hinübernahme war nichts gegen die Verpflanzung eines lebenden, mehrere hundert Jahre alten seltenen Baums, einer Eibe, die auf dem Grundstück der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft neben dem Eschenheimer Tor wuchs.

Die Gesellschaft ging zurück auf die Stiftung eines Sonderlings der frühen Goethezeit, eines Arztes aus der Familie Senckenberg, über dessen Eigenheiten man im 2. Buch von „Dichtung und Wahrheit" nachlesen kann. Er hatte testamentarisch seinen Besitz an der Eschenheimer Gasse für die Errichtung eines Hospitals mit allem wissenschaftlichen Zubehör bestimmt. Das in der Stiftung erwähnte Anatomische Theater, ein kleiner rotweißer Rundbau im Stil der ausgehenden Barockzeit (in dem mir, dem etwa Achtjährigen, die erste Röntgeneinrichtung gezeigt wurde), fiel mit dem Botanischen Garten, in dem es stand, bald nach 1900 der Errichtung eines Vergnügungsetablissements zum Opfer. Die Gesellschaft zog mit ihrem beweglichen Besitz, insbesondere dem Inhalt ihres Naturhistorischen Museums, von der Eschenheimer Gasse nach der Victoria Allee, wo aus Stif-

tungen Frankfurter Bürger (darunter viele Juden) ein bedeutendes Naturwissenschaftliches Zentrum mit Hörsälen und Laboratorien neben einer Handelshochschule entstand, die alle zusammen 1914 zur Stiftungsuniversität Frankfurt umgeformt wurden. Mit der Gesellschaft zog der Eibenbaum, wegen seiner Seltenheit wie ein Stämmling mit den Wurzeln ausgegraben, in eine seinen Dimensionen angepaßte Kiste gestellt und von einer Dampfwalze durch die Straßen geschleppt. Der Transport dauerte Wochen, denn der Baum, dessen Spitze die übliche Dachhöhe erreichte und dessen Zweige die oberen Stockwerke der Häuser streiften, wurde über Rundhölzer gerollt, die ihrerseits wiederum auf Brettern auflagen. Weil Bretter und Hölzer in kurzen Abständen neu verlegt werden mußten, konnte man nur wenige Meter auf einmal vorrücken. Aber der Baum gelangte glücklich bis an den Rand des Palmengartens, für den er bestimmt war, wurde neben der Miquelstraße neu eingegraben und prompt vergessen —, eine Geschichte, würdig, von Hans Christian Andersen erzählt zu werden. Und wenn er nicht zerbombt ist, so steht er heute noch[12]).

Das also, unvollkommen beschrieben, waren die allgemeinen Zustände, in die ich hineingeboren und die als gegeben anzunehmen ich angehalten wurde. Diese Welt war keineswegs demokratisch eingerichtet, sie legte auch keinen Wert darauf es zu sein. Sie bot gleiches Recht für alle und die gleiche Chance im wirtschaftlichen Emporkommen, aber die gesellschaftlichen Unterschiede von Stand und Rang wurden „unten" anerkannt, solange sie „oben" nicht mißbraucht wurden, um den Emporkömmlingen Konkurrenz zu machen. Die Emporkömmlinge wiederum, die homines novi, konnten innerhalb der Rechtsgleichheit den gesellschaftlichen Stand wechseln, indem ein Fürst sie „in den Adelsstand erhob". Die meisten deutschen Juden empfanden eine tiefe Befriedigung als z. B. der Berliner Kommerzienrat Friedländer-Fuld um das Jahr 1900 herum das Recht erhielt, das Wörtchen „von" vor seinen Namen zu setzen. Die Mehrheit der städtischen Bevölkerung, vom Kaiser bis zum Kaminkehrer,

glaubten an den Fortschritt, worunter man den Weg zum Wohlstand durch die Entwicklung der Technik und des Verkehrs, des Weltverkehrs insbesondere, begriff. Der Fortschritt war der Inhalt der Weltgeschichte; zögernd zuerst, dann immer schneller, führte er die Europäer aus den dunklen Zeiten von Altertum und Mittelalter zur elektrisch beleuchteten Religions- und Wirtschaftsfreiheit. Ward er durch unverständige Regierungen gehemmt, so half er sich durch Revolutionen. Was für die Geschichte galt, galt in gleicher Weise für jedes einzelne Menschenleben. Jeder einzelne hatte die Aufgabe, innerhalb der ihm zugemessenen Spanne Zeit den Fortschritt für sich selbst und seine Nachkommen zu verwirklichen. „Wie werde ich reich und glücklich" (die Einander-Gleichsetzung ist bezeichnend) und ähnliche Schriften waren gewissermaßen die Traktätchen-Literatur der Zeit. Und die Mehrheit des Volkes glaubte an die Bildung, an ihren Nutzen und Eigenwert. Die Masse, wie man sie heute kennt, als das in die Permanenz organisierte Instrument der Macht, war noch nicht erfunden. Die Politiker appellierten an den Einzelnen, einen sehr durchschnittlichen, vom Beruf geprägten oder gestanzten Einzelnen vielleicht, aber immerhin an ein Subjekt, das man als mit Verstand ausgestattet sich vorstellte. Es ging dementsprechend — von rückwärts betrachtet — ziemlich vernünftig und ziemlich anständig dabei zu (so daß ein dem Adel angehöriger antisemitischer Hetzer, der sogenannte Dreschgraf, ein Vorläufer Streichers, das Pech hatte, nirgends ernst genommen zu werden und gelegentlich Prügel zu beziehen). Und selbst die „roten Umstürzler" kämpften „für das Menschenrecht", worunter sie im Ernstfall eine Art kleinbürgerlicher Existenz für jeden Genossen verstanden. „Wählt Quark!" — das war das erste Wahlplakat, an das ich mich erinnere. Quark (das Wort bedeutet Weißkäse in einigen deutschen Dialekten) war ein sozialdemokratischer Redakteur, den Frankfurt nach dem damaligen Wahlrecht als einzigen Vertreter in den Reichstag entsandte. Um 1930 herum hätte man ihn durch seinen Namen allein unmöglich gemacht.

Fortschritt und Bildung — das war die Glaubenslehre der Zeit für Bürger und Arbeiter, wirksamer und lebendiger als irgend eine der daneben praktizierten überkommenen Religionen. Vereinfacht und in eine handfeste Regel verwandelt lag darin beschlossen, was erlauchte Geister während dreier Jahrhunderte vorher erdacht oder als problematisch empfunden hatten. Die Bekenner der Fortschrittslehre sahen keine Probleme, sondern nur praktische Aufgaben und fühlten sich in deren Lösung täglich neu bestätigt. Das Warenhaus, das lenkbare Luftschiff, die drahtlose Telegraphie, Nordpol und Südpol, die Erschließung Zentral-Afrikas, die Erzgruben Marokkos. Die Problematik entwich in die Literatur. Dort konnte sie sich austoben, wurde in der Lyrik wenig beachtet und, wenn sie im Roman (Zola) oder auf der Bühne (Ibsen) sich breit machte, als unanständig empfunden. Sie entwich in Baukunst und Kunstgewerbe, wo sie — auf der Flucht vor der Nüchternheit des Fortschritts — Gefühlsausbrüche als sogenannten Jugendstil produzierte. Schließlich kam der Große Krieg und mit ihm eine neue Zeit. Als er kam, war ich volljährig. Elternhaus, Schule und Universität hatten inzwischen das ihre getan, um mich in das System der Bildung und des Fortschritts einzugliedern. Davon später.

Dreiundvierzig Jahre — Studium, Kriegsdienst und Reisen nicht abgerechnet — habe ich in Frankfurt gelebt, bis ich an einem regnerischen Januarmorgen des Jahres 1936 als Auswanderer mit dem Frühzug in Richtung Basel abreiste. Die Fahrt ging nach Palästina, von welchem Lande Juden und Christen („Arier" sagte man seit einiger Zeit) übereinstimmend, wenn auch mit verschiedener Begründung, behaupteten, daß es meine Heimat sei. Der Anlaß zur Fahrt bedarf keiner Erklärung. Der Zug war vollgestopft. Die Männer in meinem Abteil dritter Klasse trugen sämtlich das Hakenkreuz der allein glücklich machenden Partei. Ich empfand nichts anderes als Befriedigung: nach langer Vorbereitung war es soweit — wir — der Plural weist auf die Ehepartnerin — reisten.

Ich habe Frankfurt als Besucher wiedergesehen, aus der Richtung Basel kommend, im Mai 1951, diesmal in einem halbleeren Flugzeug der Swiss Air-Line. Der Flugplatz Rhein-Main war von amerikanischen Soldaten bewacht. Ich sah es mit Befriedigung. Das Factum gab mir ein Gefühl der Sicherheit; man vergißt Hakenkreuze nicht so schnell. Sonst war alles wie bei der Landung an einer fremden Küste. Die Autobahn, die den Flugplatz mit der Stadt verbindet, hatte 1936 noch nicht existiert, auch nicht das kleine Waldhotel an der Unteren Schweinstiege. Die Stadt lag da wie eingangs beschrieben. „Je l'ai vue en flammes" — „Ich habe sie brennen sehen" sagte ein französischer Beamter, der sechs Jahre zuvor mit der 1. Französischen Armee eingerückt war.

Drei Monate später, die Rückreise antretend, habe ich Frankfurt mit dem Mittagszug in Richtung Gießen—Wetzlar verlassen. Die Fahrt geht durch den Nidda-Grund, vorbei an Rödelheim und Vilbel, an Friedberg und Bad Nauheim, die Ausläufer des Taunus entlang, die Hauptkette mit Feldberg und Altkönig vor Augen, die ersten Anhöhen des Vogelsbergs mit der Münzenberg-Ruine auf der anderen Seite. Diese Landschaft war im Laufe von 43 Jahren in meinem Bewußtsein mit Frankfurt zusammengewachsen, samt allem anderen was heute an einem Sonntag bequem zu erreichen ist, samt Rheingau und Odenwald und dem vorderen Spessart. Feldberg und Vogelsberg standen für alles was man einmal besessen hatte, für die Heimat. Im Abteil saßen zwei Männer vom Typ der Hakenkreuzträger von 1936. Sie hatten anscheinend in Rußland gefochten. Jedenfalls unterhielten sie sich laut und energisch über „den Iwan", gegen den sie noch einmal ... und „notfalls mit Knüppeln". Ich sah nur die Landschaft. Ein wolkenloser Augusttag — die Ernte im Gange — gelbe Garben auf gelbem gemähten Grund, dunkelgrüne Obstbäume an den Hängen, Wälder am oberen Rand. Alles an Gefühl, was 1936 abgedrängt worden war ins Unbekannte, kam herauf. Dies war der Abschied.

Ich kann nicht sagen, daß ich als Junge für Frankfurt eine besondere Zuneigung empfunden hätte. Der Mutter Heimat lag an der Saar und sie brachte dies oft zum Ausdruck. Für den Vater war Frankfurt der Ort geschäftlicher Erfolge. Als Student hatte ich öfters den Eindruck, daß andere Städte schöner seien. Erst nach dem Krieg, als ich hineinzuwachsen begann in Beruf und Gesellschaft, begann ich auch zu begreifen, was Frankfurt auszeichnete, die Toleranz, die nicht völlig auf Temperamentlosigkeit beruhte sondern auch auf alter reichsstädtischer beide Konfessionen einschließender Überzeugung, die Kompromißbereitschaft, begründet in dem verhältnismäßig gutmütigen Volkscharakter und im alten Wohlstand, die Aufgeschlossenheit für die Welt außerhalb der Grenzen, mit der man von alters her geschäftlich zu tun hatte, die Bereitschaft zu Stiftungen für Kunst und Wissenschaft, die oft aus echtem Interesse kam und nicht nur aus dem Geltungsbedürfnis des Reichtums. Dazu die Schönheit der Lage, zentral und doch — von Berlin aus gesehen — exzentrisch unweit der Süd- und der Westgrenze des Reichs — am Fluß zwischen mäßig ansteigenden Höhen, die nach Westen in weite Ebenen übergehen. Die Parks und Anlagen in der Stadt, die Kastanien, Akazien und subtropischen Pflanzen, die Neigung zur öffentlich und privat gepflegten Gärtnerei. Die Warten und Landwehren an den Grenzen der ehemaligen Stadtfreiheit, das kleinstädtische Element der Obstgärten, Mostereien und Apfelweinschenken. Das alles hundertmal durchschritten, allein, zu zweit, oder in der Horde.

In jedem Lexikon kann man nachlesen, daß Heimat ein Rechtsverhältnis bedeutet, das in das System des Öffentlichen Rechts gehört. Da gibt es die Heimatgemeinde und das Heimatrecht und Ansprüche, die der Heimatberechtigte geltend machen kann. Aber jeder weiß ohne das Lexikon zu befragen, daß die Heimat vor dem Heimatrecht existiert hat, wie die Sprache vor der Grammatik. Und so mag man es verzeihlich finden, wenn ich unter Heimat nicht die Abstraktion verstehe, die mich zu allem möglichen (in Israel oder anderswo) berechtigt, sondern

den lebendigen Zusammenhang, in dem ich heranwuchs, das Destillat aus Natur, Erziehung, Neigung, Abneigung, Erfolg und Fehlschlag, das ein Leben ausmacht.

Es gehört zu den perspektivischen Selbsttäuschungen des menschlichen Daseins, daß man die Umgebung, die organische wie die anorganische Natur samt allem was der Mensch hinein gebaut hat, letzten Endes als mit menschlichen Sinnen begabt sich vorstellt. Der Urvater lebt vielleicht in dieser Vorstellung, der Steinzeitmann, der seine Werkzeuge aus dem Feuerstein herausklopfte, und sich von übermenschlichen Wesen beobachtet fühlte, mit denen er eins war. Heute, und dies „heute" mag die letzten zweihundert Jahre umfassen, ist es der lyrische Dichter, der diese Selbsttäuschung zum Gegenstand seiner Kunst macht. Bäume, Wälder, Gebäude, Straßenzüge, ganze Ortschaften ruft er als Zeugen an, stumme Zeugen, die alles beobachtet, alles in sich aufgenommen haben sollen, was er tat, strebte, fühlte, empfand. Dem einfachen Menschen geht es im Grunde nicht anders. Er sucht seine Jugend dort, wo die stummen Zeugen sie bewahrt haben müssen. Herbe Erfahrung, daß die Zeugen selbst nicht unsterblich sind, daß der Hochwald kahl geschlagen ist, in dem man lagerte, daß Ortschaften, Straßenzüge, Gebäude wie die Menschen zusammenbrechen, wenn Feuer vom Himmel fällt. Wir dürfen, so scheint es, nur das bleibend nennen, was erst in Jahrtausenden sich ändert, die Bergformen, das Flußtal, die Ortslage der Stadt.

III

Die Familie

Die Familie — nach dem im I. Kapitel Gesagten kann es sich nur um die mütterliche Familie handeln — hatte einen Mittelpunkt, das Haus Eschenheimer Anlage 2.

Der Großvater hatte es gekauft, als er in den neunziger Jahren, kurz nach der Verehelichung meiner Eltern, mit dem Restbestand seiner Familie von Merzig nach Frankfurt gezogen war. Es war ein Haus mit 4 Stockwerken auf schmaler Grundfläche. Ich fand es später erstaunlich, daß eine Familie von immer noch 5—6 Köpfen, die ein geräumiges Kleinstadthaus mit Hof und Garten aufgegeben hatte, sich mit einer engen 5-Zimmer-Wohnung begnügte. Welcher Grund für die Wahl von Frankfurt maßgebend gewesen ist, weiß ich nicht. Frankfurt war großstädtischer als etwa Karlsruhe, wo eine Tochter hingeheiratet hatte, oder gar St. Ingbert, und ein Jude, mochte er auch auf dem Dorfe aufgewachsen sein, war seiner Neigung nach und wenn er sich gar zur Ruhe setzen wollte, Stadtmensch. Gewiß ist indessen, aus welchem Grund Merzig aufgegeben und das Geschäft dort dem ältesten Sohn überlassen wurde. Der Großvater, der für einen der wohlhabendsten Leute im Kreis galt, hatte sich der besonderen Aufmerksamkeit der Behörden und nicht nur der Steuerbehörden erfreut. In den achtziger Jahren, als in Preußen die von dem Pastor Stöcker begründete christlich-soziale Bewegung blühte, die Vorform alles späteren politischen Antisemitismus, und die gesellschaftlichen Übel, die aus der Reichsgründung und dem ihr folgenden industriellen Aufschwung stammten, den Juden angehängt wurden, hatte die Kreisregierung ihn wegen angeblichen Wuchers vor das Landgericht Trier stellen lassen. Was wirklich vorlag habe ich nie erfahren. In dem Strafprozeß war der Großvater, insbesondere auf das Zeugnis des katholischen Ortsgeistlichen hin, freigesprochen worden. Die

Stimme meiner Mutter bebte vor Entrüstung, wenn sie von jenen schrecklichen Tagen der Verfolgung erzählte. In dem reichen Frankfurt fiel ein sich bescheiden gebender Wohlstand nicht auf. Und bescheiden gab man sich. Für die Wahl der Wohnung war eins von Wichtigkeit: sie durfte nicht weit von der Synagoge sein. Das Westend kam deshalb nicht in Frage. Das Ostend war ultrafromm mit ostjüdischem Einschlag, der Norden nicht fein. Blieb die Anlage, eine damals noch stille Stadtgegend, wo einzelne alte Landhäuser mit modernen Neubauten in einer Zeile standen, die Wallgärten die Illusion eines tiefen Parks gaben, von dem man nur durch die Straße getrennt war und von wo aus man zu Fuß in wenigen Minuten das Stadtzentrum erreichte.

Dort also, im I. Stock des Hauses Eschenheimer Anlage 2 residierte die Großmutter. Das Wort mag anspruchsvoll klingen für eine aus der Kleinstadt zugezogene Frau und eine enge, zuzeiten überfüllte, 5-Zimmer-Wohnung. Aber das Wort trifft den Sachverhalt, so wie er der Familie erschien. Autorität und Vermögen des Großvaters waren mit dessen Tod auf diese Frau übergegangen, die ihren Mann um nahezu 30 Jahre überleben sollte; das Vermögen auf Grund eines ausführlichen in der damaligen Kanzleihandschrift einen dünnen Band füllenden Testaments, aufgenommen zu Protokoll des Justizrats Dr. de Bary. Die Autorität bedurfte keiner besonderen Vererbung. Sie verstand sich von selbst. Kinder und unerwachsene Enkel erkannten sie an. Die Anerkennung erschöpfte sich indessen in der Beobachtung gewisser Bräuche, ähnlich wie in der Religion. Tagtäglich versammelte sich die Familie, soweit sie erreichbar und abkömmlich war, im Hause Eschenheimer Anlage 2. Besonders von den Töchtern wurde es erwartet. Die älteste und die jüngste Tante wachten über die Beobachtung dieses Ritus. Von ortsansässigen Schwiegertöchtern, die im Laufe der Jahre den selbständig gewordenen Söhnen gefunden worden waren, stand zwar von vornherein fest, daß sie dem Ritual nicht gewachsen sein würden; dies hinderte aber nicht, daß der weibliche ältere Bestand der Familie jede Nachlässigkeit ihnen übel und sie überhaupt nicht

für voll nahm. Was bei diesen täglichen Zusammenkünften verhandelt wurde, ist schwer zu sagen. Den kleinsten Teil der Zeit nahmen die Geschäfte in Anspruch, die von dem Onkel Marx Weil, einem spitzbärtigen Mann mit schläfrigen Augen, für die Großmutter verwaltet wurden, kleine Grundstücks- und Hypothekensachen aus der Merziger Zeit, Wertpapier-Angelegenheiten, Verhandlung mit der Post, der die Unterhaltung des Dachs oblag, weil dort auf einem starken Pfeiler die von der Innenstadt nach dem Norden führenden Telefonleitungen befestigt waren. Alles andere war der tägliche Tratsch um Kinder und Dienstmädchen und Nachbarschaft, gesteigert am Samstag, an Sonn- und Feiertagen, durch den Anblick der in der Promenade in breiten Ketten sich ergehenden Mitglieder der jüdischen Gemeinden des nahen Ostends, den man vom Erker aus genoß, und der zu vielen Feststellungen beobachtender oder kritischer Art Anlaß gab.

Daß etwas Ernstes verhandelt wurde, ist mir nicht erinnerlich, vermutlich deshalb, weil man bei solcher Gelegenheit die Kinder abschob oder gar nicht erst in das Beratungszimmer einließ. Das Erkerzimmer war auch für uns Kinder sonst der übliche Aufenthalt. Fast immer trafen wir dort andere Familienmitglieder, Kinder und Erwachsene. Noch andere Familien waren aus dem Saargebiet nach Frankfurt gezogen, Neffen und Nichten der Großmutter, die ihren Mädchennamen Lazar trugen und von uns honoris causa Onkel und Tante tituliert wurden. Erst spät ist mir klar geworden, wieso der häusliche Umgang der Familie sich völlig auf Verwandtschaft beschränkte. In Frankfurt waren die Kaufmanns Immigranten, die ihre Gewohnheiten, ihren lokalen Stolz und Dünkel mitgebracht hatten und bereits anerkannt werden wollten, ehe man sie kannte. Zuhause in der Grüne Straße war es ähnlich. Geschäftsfreunde kamen ins Haus, Männer mit Schnurrbärten und gutem Appetit, die von Schuhen und vom Essen sprachen, sonst ausschließlich Familie, bärtige Männer aus den Dörfern Oberhessens, die gern einen Kirsch oder sonst etwas Kräftiges genehmigten, später auch herangewachsene

Vettern und Cousinen aus Alsfeld und von weiterher, selbst von den USA, wohin einmal ein Vorfahr ausgewandert war. Und in anderen Häusern, bei meinen Schulkameraden z. B., war es nicht anders. Die Eltern waren fast sämtlich aus Dörfern und Kleinstädten nach Frankfurt gezogen und mit dem Aufbau ihrer Unternehmungen beschäftigt. Geselligkeit brauchte man nicht — die Feste waren Familienfeste, das bißchen Freizeit wurde von der Religion und ihren Bräuchen in Anspruch genommen. Ansprache fand man in der Synagoge und im Caféhaus, insbesondere in einem jüdischen Unternehmen der Allerheiligenstraße, dem Café Goldschmidt, im Volksmund „Café Jontef" (Jom Tow = Feiertag) geheißen, wo unten die Viehhändler und oben die Geschäftsleute verkehrten. Die uns zugängliche Gesellschaft bestand also restlos aus sich selbst genügenden Gruppen, die im Grunde sich nur für sich selbst interessierten, keinen eigentlichen Stand darstellten, außerhalb der Religion sich mit keiner Überzeugung identifizierten; ihre Literatur waren Gebetbuch und Zeitung, ihre Kunst der Öldruck und die Lithographie. Kurz, sie war ein Teil der gerade in der Entstehung begriffenen Großstadtbevölkerung, deren Geschmack sie teilte, deren Gebräuche sie annahm und bilden half, deren Finanzkraft sie mit schuf; ein Kleinbürgertum, das „nach oben" strebte, nach Wohlstand, „feinen" Manieren, nach etwas Weltkenntnis, kurz nach allem, was auf kleinbürgerlich „Bildung" hieß. Das Streben drückte sich aus in der Erziehung der Kinder. Aus dem ältesten Sohn hatte der Großvater in völliger Verkennung seiner Anlagen einen Rabbiner machen wollen. Das war mißglückt — der Onkel betrieb in Merzig in ländlicher Behäbigkeit einen Pferdehandel. Die nächsten zwei Söhne aber waren ans Gymnasium nach Trier geschickt worden, der eine, um Arzt, der andere, um nach seiner eigenen Wahl etwas außergewöhnliches: Ingenieur, zu werden. Der vierte Sohn wurde Lederwarenfabrikant in Offenbach, der jüngste ging in Frankfurt noch zur Schule. Die Töchter hatten alle ungefähr die gleiche Ausbildung erhalten wie meine Mutter. Was sie mehr an Bildungswünschen gehabt haben mochten, gaben

sie an ihre Kinder weiter oder zumindest an ihre Söhne. Mädchen standen noch unter einem anderen Gesetz. Die sog. Frauen-Emanzipation hatte kaum erst begonnen.

Die Bedeutung einer Tradition, die sich am sinnfälligsten in dem Besitz eines von Generationen nacheinander bewohnten Hauses verkörpert, ist mir zuerst bewußt geworden, als ich etwa 16 Jahre alt gewesen sein mag. Damals bedauerte ich, daß die Familie nirgends so rechte Wurzeln geschlagen hatte. Im Laufe der Jahre, auf wiederholten Reisen ins Saargebiet und einem gelegentlichen Ausflug in die Schwalm, wie meines Vaters oberhessisches Geburtsland geographisch und ethnologisch heißt, wurden wir Kinder mit den Häusern bekannt, in denen die Eltern als Kinder gewohnt hatten. Man stand dort vor geschlossenen Türen ohne Beziehung zu den Einwohnern, und für die Eltern selbst war das jeweilige Haus eine Kuriosität. Sie waren stolz darauf, daß sie nicht mehr darin zu wohnen brauchten. Unsereiner, der nun wieder, wenn auch anders als das Großvätergeschlecht, in einem Dorf wohnt, einer ziemlich modernen palästinensisch-israelischen Siedlung allerdings, und den Wunsch hat, seine Hütte an Nachkommen zu vererben, muß rückschauend feststellen, daß er für sein Großelternhaus in Frankfurt, das im Jahre 1907 für ihn auch das Elternhaus wurde, wenig Gefühl übrig hat. Eine Mietwohnung war nun eben eine Mietwohnung, die man verlassen konnte, und die der Vater nach 1918 gerne verlassen haben würde, wenn es noch möglich gewesen wäre. Für die Generationen nach dem Großvater war das Haus auch mehr Last als Vergnügen. Ich schreibe Generationen, denn die Familie, heute in nahezu zwanzig Stämme geteilt, besaß das Haus oder vielmehr den Trümmerhaufen, in den das Haus durch Bombenflugzeuge im März 1943 verwandelt worden war, kraft Rückerstattung bis zum Jahre 1957. Einige Jahre lang hatte es — nach Deportierung und Vernichtung der darin zurückgebliebenen alten Leute — des nicht rechtzeitig ausgewanderten Familienrests — einer der „Gliederungen" der NSDAP gehört. Als der Großvater es kaufte, hatte die Anlage noch etwas von

der Vornehmheit der Landsitze, die vor den Toren der alten Stadt erbaut waren. Das große Landhaus der Familie Bethmann, ein Schlößchen mehr als ein Haus, lag gleich um die Ecke, im Hause Nr. 1 der Anlage wohnte der Landgraf von Hessen. Die Villen Nr. 4 und 5 wurden erst nach 1900 niedergerissen, um dem Krankenhaus des „Vaterländischen Frauenvereins" Platz zu machen. Das Haus hatte dementsprechend auch eine große Summe (über M. 100 000,—) gekostet, einen Preis, den es niemals mehr erreichte. Die Ausdehnung der Stadt, elektrische Bahn und Kraftwagen machten aus den Plätzen vor den alten Stadttoren Kreuzungspunkte eines lauten Straßenverkehrs, der Landgraf starb und sein Nachfolger im Haus, ein jüdischer Metallhändler (Gesellschafter der Firma Beer, Sondheimer & Co.), zog nach dem Westen; die Gegend wurde geringer, das Haus entwertet. Die letzte Spur einstiger Vornehmheit, der Reitweg, der um die Anlage führte, und auf dem wir als Kinder noch manchen gut gekleideten Reiter beobachtet hatten, wurde in den zwanziger Jahren zur Fahrbahn geschlagen und asphaltiert.

Ich erwähnte bereits, daß dieses Haus nach 1900 mein Elternhaus wurde. Ich verdanke die Kenntnis des genauen Datums der Frankfurter Polizei. Sie hat im Jahre 1951, wie sie in vielen Fällen es zu tun hatte, auf Ersuchen des Regierungspräsidenten in Wiesbaden als Entschädigungsbehörde für Verfolgte des NS-Regimes meinen früheren Wohnsitz in Frankfurt festgestellt und dazu aus alten Akten die Daten zusammengesucht. Danach bin ich am 22. Februar 1907 (im Rahmen der auf 5 Köpfe angewachsenen Familie) der Polizei „für Eschenheimer Anlage 2" gemeldet worden. Die Abmeldung von dort konnte mir nicht bescheinigt werden, „da die Meldeunterlagen von 1932 bis zur Neuerstellung der Einwohnermeldekartei durch Kriegseinwirkung vernichtet worden sind". Ich weiß aber ohne polizeiliche Hilfe, daß sie im März 1933 nach Völckerstraße 12 erfolgt ist. 1907 bis 1933 ist für ein Menschenleben eine ziemlich lange Zeit. Ich habe in den Zimmern dieses Hauses meine Pubertätsdichtungen, meine Doktorarbeit und meine ersten Zeitungsartikel ge-

schrieben. Ich bin von meinem Schlafzimmer aus unmittelbar in den ersten großen Krieg gezogen und bin in das Haus wieder heimgekehrt. Die Großmutter und mein Vater sind darin gestorben. Meine erste Anwaltspraxis habe ich in seinen Räumen eröffnet. Und doch würde ich es nicht gern in dem früher gemeinten Sinne als Zeugen aufrufen. Es war mir unangenehm oder ist mir in der Erinnerung nicht angenehm, und bei der Betrachtung des grün bewachsenen Schutthügels, an dessen Rand ich noch die Stufen der Eingangstür und die gelblichen Fliesen der Eingangshalle erkennen konnte, habe ich nichts empfunden als ein unspezifisches Schaudern über die Vergänglichkeit.

Wir waren nicht ganz freiwillig in das Haus gezogen. Der Einzug war uns nahegelegt worden. Die jüngste Schwester meiner Mutter hatte bei ihrer Verehelichung die Wohnung im II. Stock erhalten. Die Ehe dauerte nicht lange, ein unerhörter Vorgang in kleinbürgerlichen Kreisen, eine Art Familienschande, die man vor den Kindern geheimzuhalten suchte, solange es anging. Der Scheidungsprozeß zog sich hin, der Mann verließ die Wohnung. Die Ehe löste sich auf, die Möbel blieben. Sie wurden von der Tante in 2 Zimmern abgestellt und standen dort 20 Jahre lang im Finstern. Die Tante selbst zog wieder zu ihrer Mutter eine Treppe abwärts, der Rest der Wohnung war unverwertbar. So, scheint es, mußten wir auf Betreiben der Großmutter einspringen, und, da die Wohnung in der Grüne Straße ohnehin zu klein für die Familie und den wachsenden Wohlstand geworden war, den 3. und halben 2. Stock in der Eschenheimer Anlage beziehen. Das ging an, solange die Mutter mit Dienstboten wirtschaftete und der Vater den Tag im Geschäft verbrachte. Später gab es Unzuträglichkeiten, an denen, solange die Großmutter lebte, nichts geändert werden konnte, und sie lebte bis 1928, ihre letzten Jahre im Alterswahnsinn, vom Schlaganfall ans Bett gefesselt.

Hätte das jüngere Geschlecht heranwachsen können nach der Sittenlehre der Epoche als der Großvater die Großmutter nahm, so wäre es den Enkeln vielleicht ergangen wie den Ahnen, sie hätten unter der Autorität der verschiedenen Elternpaare zu

bürgerlichem Wohlstand sich entwickelt, die Bräuche geachtet und den familiären Zusammenhang. Daß dies nicht oder zumindest nicht gleichmäßig geschah, ist nicht die Schuld von Personen. Söhne und Schwiegersöhne gingen freilich ihren eigenen Weg, sie gingen, wie man so sagt, mit der Zeit. Und die Zeit ging schnell. Die kleinstädtische Familientradition erhielt sich bei den Kaufmanns in Merzig und in dem nicht weitab gelegenen jedoch zur bayrischen Rheinpfalz gehörigen St. Ingbert bei der Familie Beer. Die zweitälteste Tochter Hermine hatte dorthin geheiratet. Charakteristisch für diese Häuser waren die willensstarken Frauen, die sich um Haushalt und Geschäft gleichmäßig und wie gleichberechtigte Partner kümmerten. Vielleicht war auch im großväterlichen Hause die Stellung der Großmutter ähnlich gewesen. Uns Kindern erzählte manchmal einer der Onkel, wie sie in Abwesenheit des Großvaters mit den Bauern umgesprungen sei, im saarländischen Dialekt natürlich. Als wir Kinder sie kennenlernten als eine freundliche, zur Lustigkeit neigende ungewöhnlich kleine aber sehr würdig sich gebende Frau, hatte sie keinerlei Verständnis für geschäftliche Dinge. An dem Eheunglück der Tochter, so hieß es später, soll sie durch eigene Starrköpfigkeit nicht völlig unschuldig gewesen sein. An den geschäftlichen Mißerfolgen der beiden im Haus verbliebenen Söhne, die, in der Fabrikation von Lederwaren der eine, in der von Regenschirmen der andere, ihr Erbteil verloren und ins Ausland verzogen, hatte sie insofern nur Anteil zu nehmen, als sie — zur Vermeidung der weiteren Familienschande eines Konkurses — den Mehrbetrag der Schulden aus ihrem Vermögen deckte. Wir sahen sie im Erker sitzend, im Haushalt beschäftigt oder verdienten Besuchern Kaffee aus der Ofenröhre holend, wo sie für den eigenen Gebrauch tagsüber eine Reserve warmhielt. An Geburtstagen schenkte sie ohne viel Worte oder Förmlichkeiten dem Enkelkind, wo sie es gerade traf, ein Goldstück, was wir in unserem Unverstand weit geringer achteten als irgend einen Unfug, mit dem sonst uns jemand glücklich machte. Unter dem Einfluß der mit ihr zusammen lebenden Tochter entschloß sie, die

früher von einer Reise nach Nancy als dem großen Ereignis ihrer Jugend erzählt hatte, sich fremde Länder anzusehen und fuhr im Frühling nach der Riviera und zu Pfingsten nach Baden-Baden und im Herbst nach einem anderen angenehmen Platz, an dem die bürgerliche Vorkriegswelt sich in ihrer reichlichen Freizeit erging.

Als wir Kinder zum Bewußtsein unseres Selbst gelangten, bestand also die Familie bereits aus einer größeren Anzahl von Stämmen, die — im Gegensatz zu den Gebräuchen der Familie meines Vaters — einen regen Verkehr miteinander unterhielten. Man reiste und besuchte sich und tauschte vor allem die Kinder untereinander aus. Die Gastfreundschaft — in den kleinen Städten besonders — wurde mit einer heute schwer vorstellbaren Großzügigkeit geübt. Wochenlang waren die Großstadtkinder „auf dem Lande", spielten mit der Kleinstadtjugend deren manchmal etwas gewalttätige Spiele, krochen in den Scheuern herum, um verlegte Eier zu suchen, fuhren mit dem Onkel in die saarländischen und lothringischen Dörfer und kamen sich sehr pionierhaft und abenteuerlich vor. In St. Ingbert, wo ein für kindliche Vorstellung riesenhaftes Holzlager zur Verfügung stand, konnte man Flöße zimmern und damit auf einem langsamen schmutzigen Gewässer, das die Grenze des Grundstücks bildete, in See stechen. Die Kohlengrube am Rand der Stadt gab den Grundstock zu einer Mineraliensammlung. Es war aufregend im Schutt der Halde die Schieferplatten zu finden, auf denen die Pflanzen der Vorwelt Abdrücke ihrer Rinde hinterlassen hatten. Bei diesen Besuchen schlossen sich Freundschaften innerhalb der Familie, von denen einige fürs Leben gehalten haben. Im Gespräch mit Vettern machte man auch die ersten Versuche, die von Hause aus mit soviel Autorität ausgestatteten Onkel und Tanten kritisch zu betrachten. Daß jemand heute ein Onkel und morgen ein Garnichts sein konnte, wie der geschiedene Mann der Tante Lina, hat vermutlich unseren Respekt vor der Institution des Onkels ähnlich erschüttert, wie der erste Weltkrieg das Prestige des weißen Mannes bei den Kolonialvölkern. Im allgemeinen benahmen sich die Verwandten freundlich zu uns Kin-

dern, die beschäftigten Männer in derselben distanzierten Weise, in der z. B. unser beschäftigter Vater mit uns verkehrte. Sie waren zufrieden, so lange wir einen akzeptierten Standard guten Betragens zur Schau stellten, dessen Höhe übrigens lokal verschieden war. Differenzen gab es nur, wenn eine bei uns zu Hause mit der Vertretung der Mutter beauftragte Tante oder Ehrentante ihren eigenen Standard durchzusetzen sich bemüßigt fühlte. Ich selbst habe später mich gewundert, wie lange ein Kinderhaß noch im Erwachsenen nachwirken kann.

Völlig anders waren die Beziehungen innerhalb der Familie des Vaters. Man könnte sie beinahe als vorwiegend geschäftlicher Natur bezeichnen. Im Jahre 1888 hatte der Onkel Louis einen Schuhladen in dem jetzt zerstörten Hause Fahrgasse 111 eröffnet, 1890 war der Vater als Partner eingetreten. Beide hatten nur über sehr bescheidene Mittel verfügt. Mit 15 000 Mark hatte der Onkel angefangen, ebensoviel dürfte der Vater beigebracht haben. Die 60 000 Mark, die der Großvater unserer Mutter mitgab, waren das erste größere Eigenkapital. Aber um 1900 besaß die Firma drei Häuser zu Eigen und einen Anteil an einem vierten. Sie betrieb den Großhandel in Schuhen in ganz Deutschland und den Einzelhandel in vier offenen Läden allein in Frankfurt, sie hatte in einer ganzen Anzahl von deutschen Groß- und Mittelstädten Filialen eröffnet, die ihr zwar nicht gehörten, die aber als „Louis Spier" firmierten und von Frankfurt aus mit Ware beliefert wurden. Ihr Jahresumsatz war auf zweieinhalb Millionen Mark gestiegen. Die beiden Brüder waren indessen *nur* Partner. Das gemeinsame Interesse band sie aneinander, kaum eine persönliche Beziehung. Die Charaktere waren sehr verschieden. Dazu kam die gründliche Abneigung der Schwägerinnen gegeneinander und bald auch die weite Entfernung der Wohnungen. Denn, kaum hatte das Geschäft begonnen zu blühen, da verließ die Familie Louis Spier ihre Wohnung am Rande des Ostends und zog hinaus auf die Bockenheimer Landstraße, in das vornehmste Außenviertel, das Frankfurt damals besaß. Der Gesellschafter Simon Spier hielt diese teure Wohnung und den da-

mit verbundenen Aufwand für übertrieben und ich erinnere mich, daß er unter anderen Sorgen meiner Mutter eines Tages erzählte, eine Auskunftei habe vermerkt, einer der Firmenpartner lebe über seine Verhältnisse. Die Reibungen zwischen den Brüdern kamen meistens daher, daß Louis Spier, ein sehr selbstbewußt und geräuschvoll auftretender Mann, nicht nur im persönlichen Verbrauch, sondern auch im Einkauf sich ungern im Rahmen der Finanzkraft der Firma hielt und es dem Vater überließ, dafür zu sorgen, daß die nötigen Kredite beschafft, Fälligkeiten gedeckt und Außenstände eingezogen wurden. Der Verkehr zwischen den Familien der Brüder beschränkte sich infolgedessen auf die Teilnahme an den offiziellen Familienfesten und auf einen einzigen Besuch im Jahr, der mit diplomatischer Genauigkeit am ersten Tag des jüdischen Neujahrsfestes und zwar am Nachmittag von uns in der Bockenheimer Landstraße ausgeführt wurde, worauf am nächsten Morgen einige Mitglieder der Familie Louis Spier nach der Synagoge „auf einen Sprung" zu uns kamen; hierbei ging es ebenso gezwungen her wie am Tage zuvor. Ich hatte von früh an die Gewohnheit mich in aller Stille selbständig zu machen und zu den gerade erreichbaren Büchern zu greifen. So lernte ich dort im kalten Prunk der Bockenheimer Landstraße aus einer Illustrierten Prachtbibel, die offen auflag, Kapitel des Alten Testaments kennen, die in unserer Schulausgabe gestrichen waren, und hatte dann das Gefühl, der Nachmittag sei nicht völlig vergeblich gewesen. Wahrscheinlich habe ich den Onkel Louis auf diese Weise nur einseitig beurteilen gelernt. Er muß eine sehr volkstümliche Figur im damaligen Frankfurt gewesen sein. Als er 1930 starb, sprach der Bürgermeister Gräf an seinem Grabe und würdigte die Verdienste des Verstorbenen um die Armenpflege, die vor 1900 von dem Frankfurter Armen- und Waisenamt, dem Vorgänger des heutigen Sozialamts, ausgeübt wurde.

Schuhe, ihr Einkauf und ihr Vertrieb, füllten so völlig das Bewußtsein unseres Vaters aus, daß daneben kaum ein Interesse Platz hatte. Was ihn daneben noch beschäftigen konnte, war das

Reisen. Er reiste gern, die Schweiz war sein Feriengebiet, und die ganze Technik des Reisens machte ihm Vergnügen. Seine „Bibliothek" bestand aus zwei Bänden; der eine enthielt eine gründliche Beschreibung des Mont Blanc und die Geschichte seiner Besteigungen, der andere war ein damals gängiges Buch über die U.S.A.: „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Dazu kamen Bildermappen aus allen für den Touristen wichtigen Teilen der Schweiz. Unnötig zu erwähnen, daß der Vater niemals einen Gipfel bestieg, der nicht mit der Zahnradbahn erreicht werden konnte. Aber die Ferienzeit war kurz. Die übrige Zeit wurde zuerst in der finsteren Töngesgasse und später, von 1900 ab, in einer Art Glaskasten im zweiten Stock des Hauses Fahrgasse 144 verbracht, von dem aus der Vater, am Schreibtisch sitzend, die Buchhaltung und die Expedition unter den Augen hatte. Wollten wir Kinder ihn aus irgendeinem Anlaß aufsuchen, so hieß das, sich durch mehrere Stockwerke an beflissenen Angestellten vorbei bewegen und mit Onkel und Tante (denn die Tante, die ehemalige Ladnerin, präsidierte an der Kasse), Begrüßungen austauschen und Rede und Antwort stehen, was mir jedenfalls im höchsten Grade unangenehm war.

Das zweifelhafte Verhältnis der väterlichen Familie wurde auch nicht herzlicher, als einige erwachsene Vettern aus Alsfeld und Gießen, angezogen von dem zunehmenden Wohlstand der Frankfurter Brüder Spier, Angestellte der Firma wurden. An wem es lag weiß ich nicht — jedenfalls, diese jüngeren Männer, es waren 4 oder 5 im ganzen, hielten sich für sich, waren kaum jemals bei uns eingeladen, kamen auch kaum ins Haus und gingen nach einigen Jahren wieder, um sich mit Hilfe der Firma selbständig zu machen. Mit einem nahm es ein übles Ende, er war, wie sich herausstellte, seinem Wesen nach ein Spieler und er kostete die Firma, die seine Wechsel indossiert hatte, annähernd 200 000 Mark. Zwei andere aber, die ihre Onkel zu nehmen verstanden und ausgezeichnete geschäftliche Qualitäten auswiesen, hatten bald eigene blühende Geschäfte in München, in denen sie sich von der Bevormundung durch die Frankfurter

Firma in aller Ruhe und ohne jede Sentimentalität zu befreien verstanden. Zu all diesen Vettern hatte ich bei aller Familienähnlichkeit kaum eine Beziehung. Sie unterschieden sich von anderen Angestellten dadurch, daß sie mit Du angeredet werden konnten. Später hatten wir zu Hause gelegentlich auch eine ihrer Schwestern zu Gast, die einige Wochen Großstadt genießen oder verheiratet werden sollte. Auch das änderte nicht viel am Sachverhalt. Das Verhältnis Land zur Stadt war fast wie eine Einbahnstraße. Bis zu meinem 42. Lebensjahr bin ich zweimal in Alsfeld gewesen, als kleines Kind zur Hochzeit einer Cousine, als Primaner, um das alte Städtchen, das zum großen Teil unter Denkmalschutz steht, und auch den zweiten großen Krieg unverletzt überstanden hat, kennenzulernen. Später, im Jahre 1934, war ich noch einmal dort, um im Auftrag der Münchner Brüder den Besitz eben der erwähnten Cousine vor der Zwangsversteigerung zu bewahren. Ich sah damals erst richtig das schöne Fachwerkhaus, in dem der Großvater Spier gewohnt hatte und in dem nun einer seiner Enkel als etwa fünfzigjähriger Witwer völlig einsam — denn die Kinder waren ausgewandert — und boykottiert von seinen Mitbürgern, seine letzten Tage verbrachte. 1936 machte er selbst diesem Leben ein Ende.

So beschaffen, was die Familie angeht, waren also die Mächte, mit denen wir Kinder uns auseinanderzusetzen hatten, ein Rentner-Dasein — Rentier sagte man damals richtiger, was in seiner französischen Formulierung die Elemente von Selbständigkeit fern den Geschäften und behaglichem Lebensgenuß enthält — im Hause der Großmutter und entschiedenes Unternehmertum auf der Seite des Vaters. Rückwärts betrachtet ist es schwer zu entscheiden, was an Lebensphilosophie im allgemeinsten Sinne aus der Nähe zu so verschiedenen Existenzformen auf uns übergegangen sein mag, Formen, die im Grunde aber nur die zwei Seiten derselben Sache darstellten, nämlich den Erwerb und den Genuß von Vermögen gleichbleibenden Werts in einer seitdem in Europa nicht mehr gekannten Sicherheit.

Einstweilen genossen wir Kinder die Vorzüge beider Welten.

Es war herrlich auf den Hausböden der Großmutter und der ältesten Tante in den dort abgestellten Schränken und Koffern nach Büchern zu stöbern: der Robinson Crusoe, der ganze Mark Twain und etliche Indianergeschichten aus dem Besitz der jüngsten Brüder unserer Mutter fielen mir dabei in die Hände. Den „Lederstrumpf", lange Zeit eines meiner Lieblingsbücher, verdankte ich einem gelegentlichen Geschenk der Großmutter. Die Gespräche, die bei der täglichen Familien-Stabsbesprechung im Erkerzimmer der Eschenheimer Anlage geführt wurden, waren völlig uninteressant für Kinder. Aber der ganze Heine lag da auf einem Tischchen — einen Bücherschrank gab es nicht — und ein dutzendmal verschlang ich Schriften wie „Die Götter im Exil", „Die Elementargeister" und den „Atta Troll", die Ironie und die literarischen Späße darin so ernst und absolut nehmend wie etwa Grimms Märchen oder die Deutsche Heldensage. Auf der anderen Seite drang mehr von der Unruhe und den Aufregungen eines großen Geschäftsbetriebes zu mir als meine Eltern ahnten. Das Zimmer mit den Gitterstäben, von dem zuerst aus ich die Welt betrachtet hatte, lag neben dem Schlafzimmer der Eltern, nur durch eine geräumige Nische, in der das Bad stand, getrennt. Durch die Wand oder Tür hindurch hörte ich häufig frühmorgens den Vater erzählen. Was er erzählte, waren die ihn quälenden geschäftlichen Probleme, deren Verständnis im einzelnen weit über meine Fassungskraft hinausging, deren Bedeutung im allgemeinen ich aber soweit erfaßte, daß ich der Entwicklung der Ereignisse mit Spannung folgen und ein einzelnes Geschehnis bisweilen in den richtigen Zusammenhang stellen konnte. Das sich ausdehnende Unternehmen, die abhängigen auswärtigen Ladengeschäfte, denen die Firma unter eigenem Risiko Kredit vermittelte, die menschlichen Schwächen der Kreditnehmer, das knappe Eigenkapital bildeten die Substanz der erzählten Sorgen. Alles was ich auf diese Weise erfuhr, behielt ich für mich, besprach es mit niemandem, auch nicht mit meiner wenig jüngeren Schwester. Es war eine unheimliche Welt, in deren Geheimnisse ich ohne eigenen Willen und ohne den Willen der

Sprechenden durch die Eigenschaft der Schallwellen, sich zu verbreiten, eingeführt wurde, um so unheimlicher, als ich die beredeten Leute gewöhnlich kennengelernt hatte, als Onkel oder unter einem anderen Cliché. Es war wie unrechtes Gut, dessen Besitz man sich gern entzogen hätte und es nicht konnte. Später — im Zusammenhang mit der Pubertät vermutlich — erhielt ich ein anderes Zimmer, nachdem ich von den beiden Schwestern schon früher getrennt worden war, und mit der Gelegenheit zu hören verschwand auch das Interesse an den geschäftlichen Vorgängen. Mein Vater tat willentlich nie etwas, um mich zum kaufmännischen Beruf heranzuziehen. Ich erinnere mich nicht, daß er ein einziges Mal nur mit mir über Handel oder Fabrikation irgendeiner Ware gesprochen hätte. Ich war der Schule übergeben und damit basta. Komplikationen dort gehörten in die Zuständigkeit der Frau. Als ich das Alter erreicht hatte, mich für einen Beruf entscheiden zu müssen, war er bereits entschlossen, sich vom Geschäft zurückzuziehen, und ich hatte mich innerlich bereits auf ein Universitätsstudium festgelegt, ohne genau zu wissen welches. Im übrigen ließen die Sorgen im zweiten Jahrzehnt des Bestehens der „Offenen Handelsgesellschaft" erheblich nach. Die allgemeinen Geschäftssitten waren milder geworden, nicht zuletzt durch ein um 1900 erlassenes Gesetz gegen Unlauteren Wettbewerb, das z. B. den Mißbrauch der Ausverkäufe zur Steigerung der Umsätze verbot, durch den 7-Uhr-Ladenschluß und die Beseitigung der Sonntagsarbeit. Die den wilden Konkurrenzkampf überlebenden Firmen hatten Kapital angesammelt und die Firma Spier konnte sich die Leute aussuchen, mit denen sie arbeiten wollte. Die beruhigten Verhältnisse ließen die natürliche Gutmütigkeit des Vaters und seine Neigung zum Lebensgenuß stärker zur Geltung kommen als früher und er bezeigte den beruflichen Bestrebungen des Sohnes (wenn auch nicht denen der Töchter) vollkommene Toleranz, ohne deshalb mit allem und jedem einverstanden zu sein.

Daß diese Bestrebungen früh eine geistige Richtung nahmen, mag natürliche Ursachen haben. Wie schon bemerkt, ich war früh

eine Leseratte, die sich auf alles Gedruckte stürzte und, wenn es nichts anderes gab, das langweiligste Zeug verschlang. Zu Hause war nicht viel zu finden. Ein Bücherschrank wurde in meinem 12. Lebensjahr etwa angeschafft. Er barg die oben erwähnten zwei Bücher des Vaters und — Besitz der Mutter — „Das Jahrhundert des Kindes" von Ellen Key, den Roman „Aus guter Familie" der Gabriele Reuter, einen späten Emile Zola „Rom" und — leihweise! — einen Band Ibsen. Im Alter von 8 Jahren etwa geriet ich über Bilder aus einer Aufführung der „Nora" in einem Pariser Theater, welche die Eltern vermutlich von ihrer Reise zur Pariser Weltausstellung mitgebracht hatten. Ich erinnere mich heute noch, mit welchem Zögern die Mutter uns die gewünschten Erklärungen gab — fast als ob sie etwas Unrechtes täte. So war die Zeit und so waren die Leute: Zola und Ibsen waren Sprengstoff, den im Besitze zu haben bereits als gefährlich galt. Sonst gab es im Hause Gebetbücher, aber keine Bibel, und Zeitschriften in dicken sorgfältig gebundenen Jahrgängen „Die Gartenlaube", „Über Land und Meer", die später durch die etwas aktueller gestaltete „Leipziger Illustrierte Zeitung" ersetzt wurden. In diesen Blättern war noch keine Photographie zu finden — aber Zeichnungen, Holzschnitte und dergleichen, meist historisches Material. Aus den Erklärungen zu den Bildern habe ich mir auf unorthodoxe Art eine Menge von ungeordnetem Wissensstoff zusammengeholt. Die Lektüre war natürlich geheim, nicht ganz so geheim wie die Romane, die in Lieferungen zu 10 Pfennig das Stück an der Tür von unseren Dienstmädchen erstanden wurden, aber unsere Mutter hätte auch so zahme Autoren wie Ganghofer für ungeeignet angesehen. Selbst Indianergeschichten wurden mir gelegentlich verboten, als man irgendeine Anwandlung jungenhaften Ungestüms auf den Einfluß schlechter Lektüre zurückführte. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß ich einen 9 Jahre älteren Vetter hatte, den Josef Weil, der, noch in Merzig geboren, ausgangs der neunziger Jahre das Gymnasium besuchte. Er überließ mir großzügig seine abgelegten Schulbücher zur Lektüre und erschloß mir dadurch

früh eine Welt, die Antike, von der einige Kenntnisse mir anzueignen ich nie aufgehört habe. Mit 9 Jahren etwa kannte ich die griechische und die römische Geschichte so wie sie in den höheren Gymnasialklassen dargestellt wird, ich las Auszüge aus dem Gallischen Krieg des Julius Cäsar, die mein Vetter übungshalber aus dem Deutschen ins Lateinische rückübertragen mußte, ich las, als einmal gar nichts anderes zu Hand war — in einem Ferienort — aufmerksam einen Kommentar zur Ilias, mit dem die Primaner des Gymnasiums gelangweilt wurden.

Dieser Vetter wurde früh mein bewunderter Freund. Er war einziges Kind der ältesten Kaufmann-Tochter und des schon erwähnten Onkels Marx Weil. Marx Weil schien mit etwas geringerem Erfolg ungefähr die gleichen Geschäfte betrieben zu haben wie der Großvater, er war, wie alte noch in hebräischer Schrift geführte Geschäftsbücher, die mir viel später zur Hand kamen, auswiesen, gelegentlich dessen Kompagnon gewesen. Sie hatten, während eine Auswanderungswelle durchs Land ging, gemeinsam Grundstücke, ja ganze Bauerngüter übernommen und Auseinandersetzungen zwischen Erben finanziert, was zu großem Gewinn und dem eingangs erwähnten Verfahren vor dem Landgericht Trier geführt hatte. Der Onkel war um die gleiche Zeit wie der Großvater nach Frankfurt ausgewandert und bewohnte mit Frau und Kind ein nach heutigen Begriffen viel zu umständliches Einfamilienhaus in der Palmstraße, dessen rückwärtiges Gärtchen an den heute verbauten Park der Familie Schneider-Benkard stieß. Den Jungen hatte man, ohne viel Federlesens vermutlich, in das nahelegene Kaiser-Friedrich-Gymnasium gesteckt, wo er sich höchst unwohl gefühlt haben muß. Er hatte jedenfalls keinen Schulfreund und war zur Gesellschaft auf seinen fast gleichaltrigen Onkel, den jüngsten Bruder unserer Mutter, Karl mit Namen, angewiesen, mit dem er schon in Merzig zusammen gespielt hatte. An der Freundlosigkeit mag es gelegen haben, daß der Vetter als Sekundaner und Primaner sich mir, dem 9 Jahre jüngeren Kind, mit einer Aufmerksamkeit widmete, die man selten bei älteren Knaben findet, später als Student und

Referendar mich, den damaligen Gymnasiasten, in seinen Gesellschaftskreis aufnahm, in meinen Bildungsgang eingriff, den Anstoß dazu gab, daß ich Jura studierte — er selbst wurde Rechtsanwalt beim Landgericht in Frankfurt — und bis zu seinem frühen Tod (er wurde in Flandern 1917 von einer Granate zerrissen) mir sein Interesse und seine Freundschaft bewahrte.

Der Gesellschaftskreis bildete sich spät. Er bestand aus dem Vetter, dem damals vor seinem geschäftlichen Mißgeschick, noch geistig beweglichen Onkel und einer lustigen Cousine, die öfters nach Frankfurt auf Besuch kam; dazu stießen jüngere Juristen und Kaufleute, die selbst wieder Mädchen mitbrachten, Tanzstunden- und Pensionsfreundinnen der Cousine, alle in den achtziger Jahren geboren, um die Jahrhundertwende reif und erzogen genug, um für die neue als Sezession sich bezeichnende Malerei, die neue Dichtung, die neue Theaterkunst empfänglich zu sein. Der Vetter spielte passabel Klavier und hatte eine hübsche Gesangstimme, ein Trio war bald beisammen und Hausmusik wurde geübt wie in der Zeit des späten Klassizismus, dessen Architektur auch das Haus noch ungefähr entsprach. Noch wurde Musik nicht maschinell übertragen — der Phonograph war ein ächzendes Kuriosum — wer sich mit Musik beschäftigen wollte, war auf Handarbeit angewiesen. Man veranstaltete Ausflüge, war auf Bällen zusammen. Ich durfte mitlaufen, an den musikalischen Abenden hören und mit schwacher Begabung und noch geringerem Können gelegentlich die zweite Geige spielen. Und, was wahrscheinlich den nachhaltigsten Eindruck einem beobachtenden Kind hinterließ — im engsten Kreis amüsierte man sich über die Familie, ihren Ritus, ihre harmlosen Eigenheiten, ihren philiströsen Lebensstil. An Familienfesten, Hochzeiten und dergleichen, an denen den Gästen etwas geboten werden mußte, konnte man auf einer Art Bühne der guten Laune die Zügel schießen lassen und die nicht edierten Späße waren meist die besten. So gab es, als ich 12 Jahre gewesen sein mag, bereits eine erwachsene jüngere Generation, deren Meinung gehört, belacht, aber auch beachtet wurde.

IV

Die Religion

Ich mag 4 Jahre alt gewesen sein — das Erlebnis gehört jedenfalls zu meinen Erinnerungen aus frühester Zeit — als ich zum erstenmal mit der Religion bekannt wurde, in die ich hinein geboren bin: ein Kind, ein Gassenbub vermutlich, wie man bei uns zu Hause unbehütet herumstreichende Jungen zu bezeichnen pflegte, rief mir, der ich gerade wieder einmal durch die Friedberger Anlage getrieben wurde, ein Wort nach: Judd'. Ich wußte nicht, was das war, fühlte aber die beleidigende Absicht und protestierte blindlings bei der den Transport begleitenden Mutter. Deren Antwort war erstaunlich und löste bei mir ein Gefühl völliger Hilflosigkeit aus: „Du bist einer" sagte sie.

Das Erlebnis muß Folgen gehabt haben, ich hätte es sonst wohl vergessen. Aber es besteht kein Anlaß, es etwa melodramatisch auszugestalten. Es hat mich keineswegs von der Friedberger Anlage nach Ramot Hashavim geführt. Wie man später erfuhr, bedeutete es die Erfahrung einer Grenze. Es gab deren mehr. Im Gymnasium z. B. war der gesellschaftliche Abstand der Kleinbürgersöhne aus den alten Stadtteilen von der Westendjugend weit erheblicher als der Unterschied der Religion. Wozu allerdings kam, daß die jüdischen Westendsöhne am jüdischen Religionsunterricht gewöhnlich nicht teilnahmen. Und es gab auch sonst Grenzen: bürgerliche Kreise fühlten sich benachteiligt gegenüber dem Adel, mittellose Begabte gegenüber reichen Dummköpfen. Diplomatischer Dienst und Offiziersstellen in gewissen Regimentern waren gesellschaftlich Privilegierten vorbehalten, die ihre Standesvorurteile gelegentlich selbst dem Kaiser gegenüber wahrten.[13]) Es galt als staatsumwälzend, daß ein Reichskanzler unter dem Eindruck schlechter Kriegsläufte um 1917 die Phrase „freie Bahn dem Tüchtigen" als ein innerpolitisches Prinzip verkündete. Jude sein bedeutete eben eine Schwierigkeit

mehr, die man sich mit mittelalterlichem Recht oder Unrecht erklärte. Aber in Frankfurt, wo man ohnehin das preußische Militär noch als Okkupationsmacht empfand, war wenig mehr davon fühlbar. Frankfurt war eine Judenstadt. „Neu-Jerusalem am fränkischen Jordan" nannten es um 1920 die ersten Nazis. „Was wir in Norddeutschland Mauscheln nennen, ist nichts anderes als die eigentliche Frankfurter Landessprache, und sie wird von der unbeschnittenen Population ebenso vortrefflich gesprochen wie von der beschnittenen" so berichtet Heine (im Buch Ludwig Börne) aus dem Jahre 1827. Das mag witzig übertrieben gewesen sein. Tatsache ist, daß der Frankfurter Dialekt auch heute über Durchschnitt mit Vokabeln durchsetzt ist, die aus dem Hebräischen stammen. Ein ungeschickter Mensch ist ein „Dappes" (tipésch — Dummkopf), einer der geplagt, gedrückt wird, aber auch — nach gemeiner Meinung — nichts anderes wert ist als zum Gesindel gezählt zu werden, ist ein „Zores" (zarah — Sorge), ein Geschwätz ist ein „Gedibber" (dibbur — Rede) und der Stadtteil Sachsenhausen heißt im Volksmund Zischebattem (schischa batim — sechs Häuser). Juden gehörten allen Schichten der Frankfurter Gesellschaft an. In manchen Vierteln wohnten sie dichter als in anderen.

So war die Art, wie wir aufwuchsen, völlig geeignet, ein falsches Weltbild zu erzeugen. Die außer uns im Hause Grüne Straße 40 zur Miete wohnenden Parteien hießen Strauß und Isenburger — rechts und links und um die Ecke wohnten Leute, die Goldschmidt, Cramer, Mainz, Löwenthal und Altheimer hießen. Nur eine nichtjüdische Partei wohnte im Hause, im obersten schlechtest rentierenden, Stockwerk. Es war der Hauseigentümer, Brandt mit Namen, der das Haus offenbar nur zu dem Zweck gebaut hatte, damit wir und die Strauß und die Isenburger darin wohnen konnten. Jedenfalls wurden er, seine strohblonde Frau und seine zahlreiche Nachkommenschaft so behandelt. Brandt's waren im Hause eine fremde Minderheit, die an milchding und fleischding (übliche Neuverdeutschung der älteren Formen milchig und fleischig), an koscher und trefe, an Chomez und Mazze keinen

Anteil hatte und infolgedessen nicht zählte.[14]) Während wir Kinder in allen Stockwerken unter uns zu Hause waren und unangemeldet zum Spielen bei den B'nei Strauß scilicet Isenburger erschienen — in den vierten Stock hinaufzugehen wäre uns nicht im Traum eingefallen. Aber einmal im Jahre wurden wir dorthin eingeladen. Das war stets im Dezember — der Lichterbaum brannte, die strohblonde Frau und die Kinder sangen Weihnachtslieder, und wir standen verlegen herum, fremd unter fremden Gebräuchen. Nie fiel es unserer Mutter ein, etwa die Brandt'schen Kinder zum Anzünden der Chanukka-Lichter einzuladen, obgleich sie uns am ersten Abend des Fests, wohl in Angleichung an die Weihnacht, stets „bescherte" und, statt einer Krippe, ein vom jüdischen Ritual nicht vorgesehenes Knusperhäuschen eigener Erfindung, ganz aus Lebkuchen, Schokolade und Marzipan gebaut, hinstellte.[15]) Aber — „es blieb ein Erdenrest", die Nachahmung schlug durch, und Brandt's mit ihrem Lichterbaum, die sonst so wenig galten, repräsentierten plötzlich die Kirche, den feierlichen und unheimlichen Dom, die sieghafte Religion, vor der die Synagoge beschämt, die Binde vor den Augen, zu versinken hatte.

Etwas also in unserem Weltbild schien nicht zu stimmen. Da war vor allem fühlbar das gute Gewissen, mit dem die Brandt's ihr Fest feierten. Sie taten es in aller Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit feierte mit. Die Domglocke dröhnte von weit her, während der Lichterbaum angezündet wurde. Den jüdischen Festen entsprach keine Öffentlichkeit. Ihre Themen entstammten einem fremden Klima, ihr Rhythmus überkreuzte sich ständig mit dem Rhythmus des heimatlichen Alltags. Niemand fällt gern auf, wenn er es vermeiden kann, und die Juden fielen nur deshalb nicht auf, weil die christliche Umwelt sich an ihre Sonderbarkeiten gewöhnt hatte. Die Mesusa hing an der Tür, war gewöhnlich überlackiert, und kein Mensch nahm von ihr Notiz.[16]) „Mazzen" waren eine begehrte Leckerei in den wirtschaftlich abhängigen christlichen Häusern, und nach Ablauf der Pessach-Woche pflegte die Mutter die Überreste in Päckchenform an die

Waschfrau, die Klavierlehrerin, die Hausschneiderin zu versenden. Im Herbst wuchsen plötzlich in Hinterhöfen Holzbuden mit aufziehbaren Dächern in die Höhe — die Sukkoth.[17]) Das war so und mußte so sein und es kam einem zu. Aber es gab andere Dinge, die auch zum religiösen Leben gehörten und die man nicht gern zur Schau stellte. Die Mutter zwang mich z. B. unter der Weste einen „Arba Kanfaus" zu tragen, geriet aber in Verlegenheit, sobald ein christlicher Arzt mich untersuchte und das sonderbare Kleidungsstück zum Vorschein kam.[18]) Soviel merkten wir bald, die Öffentlichkeit war nicht jüdisch, sie bestimmte den Rhythmus des Lebens im Rahmen der christlichen Woche, der europäischen Jahreszeiten, der reichsdeutschen oder partikularistisch patriotischen Erinnerungsfeste. Die Pflege des Judentums, seiner Erinnerungen, seiner religiösen Gegenwärtigkeit war — cum grano — in die vier Wände gedrängt, in die Behausung der Spier, Strauß, Isenburger, während die Brandt's in lässiger Toleranz zusahen. Ich weiß noch, daß ich „aus den Wolken fiel", als ich plötzlich am Versöhnungstag einen christlichen Schulkameraden in der dichtgefüllten Synagoge erblickte. Mir war es als ob er sich ungeladen in eine geschlossene Gesellschaft gedrängt habe.

Diese Widersprüche, anfangs kaum fühlbar, dem Heranwachsenden erst deutlicher werdend, trug man unverarbeitet mit sich herum. Anfangs gab es keinen Stoff für Konflikte. Das kleine Kind hatte eben das falsche Weltbild. Das Haus war jüdisch, die Schule war jüdisch, die Kameraden waren jüdisch. Hauseigentümer und Dienstpersonal lebten gewissermaßen am Rande. Als man mit der anders organisierten Öffentlichkeit in Berührung kam, ernstlich zuerst im Gymnasium, war sie bereits gebannt durch das System des Schabbath, der Kaschruth, der Segenssprüche, der hohen und weniger hohen Feiertage, des Fastens und Halbfastens, das zu Hause geübt und durch die jüdische Schule bestätigt und verschärft worden war. Oder vielmehr: man war selbst gebannt in ein System, das die freie Bewegung am siebten Tage der Woche hinderte, den harmlosen Genuß irgendwelcher

Speisen verbot oder von einem gewissen Zeitablauf abhängig machte, ständig eine Kopfbedeckung verlangte — der Segenssprüche wegen — und, verglich man sich später mit einem christlichen Kameraden, wie ein Panzer an einem herumhing. Der Panzer wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Das Schlimmste war die Angst — Angst nicht vor Personen oder Zuständen sondern eine völlig abstrakte geradezu metaphysische Angst, ähnlich wie sie die Lektüre eines unheimlichen Märchens auslöste. Sie befiel mich erst, als ich schon zur Schule ging und zu denken begonnen hatte. Es ist schwer einen solchen Zustand zu rekonstruieren. Es war mir bewußt, daß ich das Gesetz mit seinen zahllosen Geboten und Verboten nur unvollkommen erfüllte. Aber über die Folgen einer solchen Unvollkommenheit war ich mir keineswegs im klaren. Irgendeine kleine Unregelmäßigkeit, z. B. während des langgezogenen Tischgebets, wurde von dem Vortragenden oder der Großmutter üblicherweise mit einem Laut gerügt, der dem Knurren eines beleidigten Tiers glich. Ich schloß daraus, daß man die heilige Handlung mit profanen Worten nicht unterbrechen durfte. Auf die vielen Verletzungen der Gebote und Verbote, die kein Erwachsener beachtete, erfolgte kein Knurren von oben — der Himmel blieb unbewegt. Und vielleicht war eben dies das Angsterregende: im Märchen wurden auch Gebote und Verbote ausgesprochen, eine Tür z. B. durfte nicht geöffnet, ein Wort nicht ausgesprochen werden. Die Folgen so geringfügiger Zuwiderhandlungen überstiegen gewöhnlich alles, was die kindliche Phantasie sich ausgedacht haben würde. Wie unausdenkbar mußten also die Folgen sein von Zuwiderhandlungen gegen Befehle, die göttlich sanktioniert waren, gegen das Tragen, Schreiben, die elektrische Klingel ziehen am Heiligen Tag, was an sich nicht bedeutender war als das Öffnen einer Tür. Eine Religion, um ständig die Gänsehaut zu kriegen. Es gab eine Zeit, in der ich mich gegen alle möglichen Folgen dadurch zu schützen suchte, daß ich jeden Abend vor dem Schlafengehen das Gebet „Adaun Aulom" (Adon Olam) langsam und mit Nachdruck laut rezitierte.[19]) Ich weiß nicht warum ich gerade dieses

Gebet wählte, vielleicht nur deshalb, weil es ganz vorn im Buch stand, vielleicht aber auch deshalb, weil es sich an den angeblichen Urheber des Systems unmittelbar zu richten schien. Ich kann jedenfalls mit Bestimmtheit aussagen, daß ich den hebräischen Text nicht verstand und seine unbeholfene im Buch gegenüberstehende Verdeutschung auch nicht.

Das Gefühl der Unvollkommenheit hatte seinen Ursprung möglicherweise in dem religiösen Niveau-Unterschied zwischen Schule und Haus. Ich habe schon erwähnt, daß wir zu Hause „fromm" waren, wenn auch in einer lässigen und unregelmäßigen Weise. Der Vater „legte zwar Tfillin", aber er ging am Schabbath ins Geschäft.[20]) Die Schule, der man mich überantwortete, war von weit schärferer Observanz, sie war das „Frömmste", was ein deutscher Jude sich auszudenken fähig gewesen. Daß ich in eine jüdische Schule zu schicken sei, hatte, wie früher berichtet, noch der Großvater bestimmt. Die Eltern hatten die Wahl zwischen zwei Schulen, dem schon bald 100 Jahre bestehenden „Philanthropin" und der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft. Das Philanthropin, begründet in den Anfängen der Juden-Emanzipation mit dem Ziel eben diese Emanzipation durch deutsche Bildung zu fördern, hatte eine liberale Tradition. Es gehörte der Israelitischen Gemeinde Frankfurt.[21]) Die Realschule gehörte der erwähnten Religionsgesellschaft, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts unter Führung des Rabbiners Samson Raphael Hirsch sich von der Hauptgemeinde getrennt hatte und ihre eignen Einrichtungen (Synagoge, Friedhof, Schule u.s.w.) geschlossen besaß. Daß meine Eltern sich für die Realschule entschieden, während z. B. der jüngste Bruder meiner Mutter ins Philanthropin geschickt worden war, hatte ausschließlich räumliche Gründe. Das Philanthropin lag damals noch am Rechneigraben unweit des ehemaligen Ausgangs der verschwundenen Judengasse und war für einen sechsjährigen Buben verhältnismäßig schwierig zu erreichen. Zur Realschule am Tiergarten konnte man ihn nach anfänglicher Einführung in die Probleme eines Schulwegs bald alleine schicken; er brauchte nie die Straßen-

seite zu wechseln und lief vom Hause aus auf dem gleichen Gehsteig unter Überquerung zweier stiller Straßen bis zu dem in weiß und rot, den Frankfurter Farben, erbauten und von hohen Bäumen beschatteten Schulhaus.

Es war keineswegs so, daß nur die Kinder von Mitgliedern der Religionsgesellschaft die Schule besucht hätten. Außer mir gab es noch andere Buben im Jahrgang 1899, deren Väter in die Synagoge der Hauptgemeinde gingen, die Synagoge der sogen. konservativen Richtung natürlich. Aber diese Buben waren von Hause aus eine folgerichtige religiöse Disziplin gewohnt. Ich war es nicht. In der Schule merkte man nichts von dem Unterschied und er war trotzdem bekannt. Die väterliche Firma, die am Schabbath das Geschäft offen hielt, war vermutlich der Anlaß. Ich mag sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein, als ich zum erstenmal zur Geburtstagsfeier eines Schulkameraden (mit dem mich noch heute eine lebenslange Freundschaft verbindet) eingeladen war. Wir saßen schon an der langen Tafel vor Kakao und Kuchen, als die Stimme der Hausfrau ertönte: „Kinder, habt ihr denn heute schon Minche geort?" (oren von lateinisch orare — beten). Die ganze Horde ließ Kakao und Kuchen stehen und begab sich schleunig an die Ostwand des großen Zimmers, wo sie unter Gemurmel sich zu verbeugen begann. Ich erhob mich zögernd. „Minche" (Mincha) das war das Nachmittagsgebet, so viel wußte ich, aber ein Examen in meine Kenntnis des Textes und der Ausführungsbestimmungen hätte ich nicht bestanden. Da klopfte mir ein kleiner frecher Kerl auf die Schulter: „Du hast das nicht nötig". Ob das eine Auszeichnung oder eine Herabsetzung bedeuten sollte, weiß ich bis heute nicht. Jedenfalls: erleichtert und geärgert zugleich setzte ich mich wieder hin. Soweit das ohne allzugroße Unbequemlichkeit möglich war, suchte ich von da ab meinen Kameraden zu gleichen. Zu Gebeten außerhalb der Synagoge konnte ich mich allerdings selten entschließen. Aber ich hörte willig, ohne allerdings mich aktiv zu beteiligen, den endlosen Erörterungen über „erlaubt und unerlaubt" zu, in denen einzelne Knaben — offenbar nach elterlichem Vorbild —

sich auszeichneten. Gelegentlich fanden diese Diskussionen öffentlich, d. h. in der Klasse, unter Teilnahme des Lehrers statt. So einmal vor den großen Ferien, in denen die Mehrzahl der Kinder mit ihren Eltern auf Reisen ging. Die Schüler fragten, der Lehrer antwortete. Alle Fragen betrafen das rituell erlaubte Verhalten. „Wenn man z. B. im Schwarzwald auf eine Wiese kommt, wo Kühe weiden, darf man dort Milch trinken?" fragte ein Junge. „Nein", antwortete der Lehrer, „es könnte Eselsmilch sein".

Von meinem siebenten bis zum dreizehnten Lebensjahr, d. h. von 1899 bis 1905 habe ich die später nach ihrem Gründer Samson Raphael Hirsch benannte Realschule der Religionsgesellschaft besucht. Dann kam ich für weitere sechs Jahre ins Gymnasium. Für die Dauer dieser weiteren sechs Jahre hat die Realschule aus mir so etwas wie einen orthodoxen Juden gemacht, der am Schabbath den langen Schulweg von der Eschenheimer Anlage bis ins Westend zweimal zu Fuß zurücklegte, der am Schabbath nicht schrieb und auch außerhalb des Elternhauses den rituellen Vorschriften nachzuleben sich bemühte. Ihre Schilderung gehört deshalb in dieses Kapitel.

Das Philanthropin, die Schule der Hauptgemeinde, war in einer Zeit entstanden, als die damals junge Generation der Judengasse den Weg zur deutschen Bildung suchte. Es war die Zeit Goethes und Schillers, die Zeit des deutschen Klassizismus, und der Weg zur deutschen Bildung ging (wie man in Isidor Kracauers Geschichte der Frankfurter Juden — B. II, S. 324 — nachlesen kann) über die deutsche Sprache. Welchen Dialekt die Ghettojuden gesprochen hatten, soll man angeblich aus der Privatkorrespondenz so hoch gestiegener Mitglieder der Frankfurter Gemeinde wie der ersten Freiherrn von Rothschild noch erschließen können. Dieser Dialekt war — um den alten Geheimen Rat v. Goethe zu zitieren (Dichtung und Wahrheit I, 4) — „eine unerfreuliche Sprache, deren Akzent zusammen mit der Enge, dem Schmutz und dem Gewimmel der Judengasse den unangenehmsten Eindruck machte".

Am Ausgang des Jahrhunderts war soviel Erinnerung an die Zeit der Schande geblieben — dunkle Erinnerung — daß der Gebrauch jüdischer Vokabeln im jüdischen Mittelstand zwiespältig empfunden wurde: als stilgerecht in der Intimität „unserer Leute", als kompromitierend vor Fremden. Eine in ihrer Peinlichkeit und Komik unübertroffene Darstellung dieses Sachverhalts findet sich in dem berühmten Roman von Marcel Proust „A La Recherche du Temps Perdu" und zwar im 5. Band (A L'Ombre des jeunes Filles . . ., Bd. 3). Der Chevalier Saint-Loup ist vom Vater eines Schulkameraden namens Bloch zu Tisch geladen. Vater Bloch spricht sehr gebildet über Literatur. Der Erbonkel der Familie indessen, Nissim Bernard, „fällt dauernd aus der Rolle", bezeichnet z. B. einen Schriftsteller als „une espece de Schlemihl"[22]) oder nennt den Kellner „Meschores" „epithetes faisants partie de ce dialecte mi-allemand, mi-juif, dont l'emploi ravissait M. Bloch dans l'intimité, mais qu'il trouvait vulgaire et déplacé devant des étrangers".[23]) Proust fand die Vorbilder dieser Gestalten vermutlich in seiner eigenen mütterlichen Familie. Viel anders war es bei uns auch nicht, wobei man sich in Frankfurt, wie eingangs gesagt, weniger Zwang auferlegen mußte als anderswo. Der Vater „fiel zuweilen aus der Rolle" wie Onkel Nissim und wurde von der „versteinerten" Mutter groß angesehen, die ihren Mann und ihre Kinder zum reinen deutschen Sprachgebrauch zu erziehen bestrebt war. Und das hessische Kinderfräulein zog fleißig das Unkraut aus den Beeten.

Der Reform der Sprache war einst die Reform der Religionsübung gefolgt. Sie bestand im wesentlichen in einer Angleichung an die in den Kirchen geübte christliche, speziell protestantische, Form des Gottesdienstes, die je nach der „Richtung" mehr „konservativ" oder mehr „liberal" vorgenommen worden war. Die Konservativen hatten sich auf die Einführung von Ordnung und Würde in der Synagoge beschränkt, wo es früher anders zugegangen sein mochte („wie in einer Judenschule" sagte eine deutsche Redensart), die Liberalen machten einen liberalen Gebrauch

von Orgel und deutscher Gebetsprache. Diese, der zeitgenössischen Politik entlehnten, Ausdrücke trafen zwar die Sache nur ungefähr, waren aber im Gemeindeleben gebräuchlich, d. h. im Leben der Hauptgemeinde. Die Religionsgesellschaft kannte diesen Unterschied nicht, sie war orthodox schlechthin in der Form, die Samson Raphael Hirsch (von 1851 bis zu seinem Tod 1888 in Frankfurt tätig) ihr gegeben hatte.

Hier ist von der Schule, nicht von der Religionsgemeinde die Rede. Aber soviel muß vorausgeschickt werden, um die Haltung der Schule verständlich zu machen: Um 1800 hatte die damalige junge Generation ihr Verlangen nach deutscher Bildung nur gegen den heftigen Widerstand der Altgläubigen durchsetzen können. Der Rabbiner der „Gasse" hatte 1797 eine Privatschule gebannt. Ein halbes Jahrhundert später gehörten deutsche Sprache und deutsche Bildung zum festen Bestand der Gesittung, zum „Dereh Eretz" ohne den nach einem Vätерspruch (Pirqei Abot 3,21) keine Thorakenntnis möglich ist.[24]) Für Samson R. Hirsch ist die deutsche Sprache die „vaterländische Zunge", im Lehrplan für „Jissroels Jugend" ist sie als Muttersprache angeführt, zu lehren gleichzeitig mit dem Hebräischen „früh schon lebendig mit Sachkenntnis und Verständnisentwicklung" (zitiert aus „Versuche über Jissroéls Pflichten in der Zerstreuung zunächst für Jissroéls denkende Jünglinge und Jungfrauen", 1837 erschienen und bis 1921 viermal neu herausgegeben, 2. Aufl. para. 553). Die Orthodoxie hatte sich mit der klassischen deutschen Bildung ähnlich abgefunden wie rund 2000 Jahre früher die jüdischen Weisen des hellenistischen Alexandria mit der griechischen Philosophie. Sie erkannte ihre Größe an — aber — so meinte und sagte sie — an Wahrheit enthielt sie nur, was das Judentum seit ewigen Zeiten besessen hatte. Und so konnten Bildung und Gesetzestreue im gleichen Menschen nebeneinander bestehen — nicht völlig gleichberechtigt vielleicht, denn „im Kreise des Judentums soll die göttliche Lehre der Boden sein, auf dem Dein Geistesleben erblühen soll, nicht aber umgekehrt aus Deinem Geistesleben erst der Boden hervorgehen, auf dem ein göttliches Gesetz seine Stätte

finde", heißt es in der Vorrede zu dem oben zitierten Werk. Die reibungslose Beziehung gesetzestreuer deutscher Juden zu Bachs Musik etwa oder zu christlich mittelalterlicher Kunst findet hier ihre theoretische Erklärung.

Im Jahre 1859 feierte Deutschland den hundertsten Geburtstag Friedrich Schillers. Samson Raphael Hirsch hielt damals vor den Schülern der Realschule (zu dieser Zeit noch schlicht Unterrichtsanstalt genannt) die Festrede. Sie war eine Predigt ganz im Stil der „neu-orthodoxen" Lehre, beginnend mit dem Segensspruch: „Gesegnet sei Er, der von seiner Weisheit dem Sterblichen gab". „Sind es nicht gerade jüdische Gedanken und Anschauungen, mit denen Schiller sich in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen und für welche jetzt das ganze deutsche Volk aufsteht und Schiller den Jubel seines Herzens entgegenbringt?" hieß es weiter. Ich zitiere aus der Ansprache ausführlich, weil der Redner, nachdem er „den Gedankenkreis der Schillerschen Dichtung", diese „Blüten vom jüdischen Baum des Lebens" genügend charakterisiert hat, auf die Schule zu sprechen kam. Nach dem gedruckt in seinen Gesammelten Schriften vorliegenden Text sagte er:

„Nicht nach der materiellen Seite der Lebensbeziehungen fallen die Momente, die eine Schule zu einer jüdischen Schule machen. Was eine Schule für die materiellen Bestrebungen des einstigen Lebensberufs zu leisten hat, davon wird in unserer Schule nicht mehr als in anderen gelehrt, damit steht die jüdische Schule auf dem gleichen Boden wie alle anderen Unterrichtsanstalten. Was eine jüdische Schule zur jüdischen macht, das sind eben die ideellen Seiten und Beziehungen des Lebens, das sind diejenigen Wahrheiten, in welchen, wenn Schiller sie begriffen hätte, er das Ideal verwirklicht gefunden hätte, das er in seinen Göttern Griechenlands so schmerzlich vermißt. Hätte er das Judentum nicht nur durch den Schleier seiner Geburt gekannt, wäre Schiller Jude gewesen, er würde es nicht beklagt haben, daß die schöne Griechenzeit geschwunden und das Alltägliche schal und reizlos, poesielos geworden; er würde mit seinem Geist eben

in dem jüdischen Leben, in dem ganz gewöhnlichen jüdischen Leben die Poesie des Daseins, das Ideal der Wirklichkeit, das göttlich Schöne in jedem Atemzug gefunden haben, und er würde dreimal seliger und dreimal glücklicher auf Erden gewandelt sein. Für dieses Ideal des Lebens, für die Vergöttlichung des ganz gewöhnlichen Daseins, für welches das Judentum den Juden und die Jüdin erzieht, für diese Idealisierung des ganzen diesseitigen Lebens und Strebens, dafür will nun die jüdische Schule wirksam sein . . ."

Das „Ideal der Wirklichkeit" darunter verstand der Redner, wie man vermuten darf, die restlose Erfüllung des Gesetzes. „Der Jude" heißt es in der Vorrede zu den „Versuchen", „der die Gebote und Verbote Gottes . . . treu erfüllt . . . ist Gottesdiener, und wäre er nimmer eingedrungen in Zusammenhang und Bedeutung auch nur eines aller göttlichen Gebote, und hat hohe und höchste Seligkeit im Erdenleben erreicht; denn es gibt für den reinen Menschen kein höheres seligeres Bewußtsein, als Erfüllung des göttlichen Willens".

Ich weiß nicht wie die Schule aussah, als die oben zitierten Worte gesprochen wurden und in welchem Geist sie geleitet wurde. Ich erinnere mich an eine Schulfeier, bei der die höheren Klassen Szenen aus den Makkabäern, einem Drama von Otto Ludwig, aufführten. Vielleicht wurden damals auch Reden gehalten und über die Schule und das Ideal der jüdischen Erziehung gesprochen. Ich kann nur erzählen, wie es um 1900 herum zuging. Es war nicht ganz dem Ideal gemäß.

Das Gebäude war finster, aber das waren wohl viele Schulgebäude der Zeit. Das nebenan gelegene Königliche Kaiser Friedrich (heute Heinrich von Gagern)-Gymnasium war auch nicht besser.[25]) Man brannte offene Gaslichter unter Glasglocken (der Glühstrumpf war noch nicht erfunden oder nicht gebräuchlich) und an trüben Winternachmittagen kam ein struppiger Kerl während des Unterrichts herein um die Lichter anzuzünden. Es war der Pedell, der im großen Flur eine Art von überdimensionaler Hundehütte bewohnte und sich entsprechend benahm. Etwa

30 Jungen, sämtlich aus dem Ostend, einige auch aus Litauen und Polen gebürtig, Zöglinge des Waisenhauses, saßen auf den üblichen Bänken, den schmalen Klapptisch und die darunter befindliche Bücherablage vor sich; vorn war die Tafel und seitlich davor, erhöht, Stuhl und Tisch des Lehrers. Die Räume waren, im Winter zumindest, schlecht gelüftet und ein Geruch wie von Grünkernsuppe schwebte im Raum, gekreuzt mit dem Dunst der Gaslichter und anderer Ingredienzen. Die Zentralheizung, die aus unbekannten Tiefen des Gebäudes Ströme warmer Luft durch eng vergitterte Wandöffnungen in die Schulzimmer führte, tat ihr übriges. Zuweilen erbrach sich einer der Buben, dann erschien eine Putzfrau mit Schaufel und Sand, und dem Patienten wurde aufgegeben am nächsten Tag zehn Pfennig mitzubringen.

Mit Lesen und Schreiben, deutsch und hebräisch gleichgeordnet, fing der Unterricht an, Rechnen kam hinzu, und, eine angenehme Überraschung für von der Schulordnung eingeschüchterte Jungen, die Erzählung von der Erschaffung der Welt und den anderen Ereignissen der Vorzeit. Die Möglichkeit eines Weltuntergangs wurde gerade — ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß — von den Erwachsenen diskutiert. Mich konnte das wenig berühren, denn eben hatten wir in der Schule aus der Geschichte von Noah und der Sintflut erfahren, daß Gott versprochen habe, niemals wieder die Erde zu verderben. Die Schule schien also gar nicht so übel zu sein wie man befürchtet hatte. Dann aber fing plötzlich das Prügeln an. Es wurde keineswegs allgemein geübt, sondern es war anscheinend das Privatvergnügen von zwei bestimmten Lehrern. In der zweiten Vorschulklasse hatten wir es mit einem gütigen alten Mann zu tun, zu dem man wie zu einem Großvater aufblickte.[26])Die beiden anderen Lehrer aber prügelten systematisch. Sie waren vermutlich Sadisten. Der Lehrer einer deutschen Schule hatte damals (und hat es vielleicht noch heute) ein Züchtigungsrecht, das aber durch Anweisungen der Schulverwaltung und zahlreiche Gerichtsentscheidungen in engen Grenzen gehalten wurde. Es gab auch an der Realschule Lehrer,

die bewußt und erklärtermaßen darauf verzichteten. Aber die beiden Regenten der Vorschule — wir hatten sie nacheinander drei Jahre lang als Klassenlehrer — tobten sich aus. Dem einen, einem jüngeren Mann von etwa dreißig Jahren, kam es weniger auf Schmerzzufügung als darauf an, die Schüler in Schrecken zu setzen. Er drohte meist, nicht nur mit Schlägen, sondern auch damit, einen „Verbrecher" in die Luftheizung zu stecken, veranstaltete aber von Zeit zu Zeit aus nichtigem Grund eine Art von Massenexekution, bei der sich die halbe Klasse nacheinander über einen Stuhl zu legen hatte um mit dem Lineal bearbeitet zu werden. Der andere aber, ein kleiner Mann mit angegrautem Haar und Bart, einem „Schnauzer" ähnlich, prügelte individuell und, wenn ihn die Wut packte, mit äußerster Rohheit. Ich kam bei beiden Lehrern mit dem Schrecken davon, denn eine unserer Ehrentanten, eine Cousine der Mutter, die gelegentlich Mutterstelle bei uns vertrat, unterrichtete in der Mädchenabteilung der Realschule, und vor ihr schienen unsere Pädagogen sich zu scheuen.

Es ist ziemlich ausgeschlossen, daß die Schulleitung von den Lehrmethoden der Vorschule nichts gewußt haben soll. Der Direktor — er war neu im Amt, denn sein Vorgänger hatte gleich zu Beginn des ersten Schuljahrs durch Tod uns einen unerwarteten freien Tag verschafft — schien einen Schüler, der etwas von ihm wollte oder auch nur seinen Weg kreuzte, ausschließlich als lästigen Störer zu empfinden. Seine Interesselosigkeit konnte höchstens durch seine Unfreundlichkeit überboten werden. Mit dem übrigen „Lehrkörper" wie das amtsdeutsche Wort für Lehrerkollegium lautete, kam ich erst von der Sexta ab in Berührung. Die Lehrer führten meist den Titel Professor, was einen Hinweis auf das Dienstalter gab. Sonst hatte der Titel keine Bedeutung. Sie waren meist alte Inventarstücke. Einer oder zwei von ihnen sollen gelehrte Männer gewesen sein. Gerade diese lernte ich nicht kennen. Die, mit denen ich zu tun hatte, ob Juden oder Christen, denn aus Juden allein konnte, damals wenigstens, der Stab nicht rekrutiert werden, waren abschreckend

oder nicht viel wert. Die Christen waren am wertlosesten. Wahrscheinlich hatten sie anderweit nicht unterkommen können. Ein schneidiger, Ohrfeigen austeilender Reserveoffizierstyp, der aber unterrichten konnte, verschwand nach wenigen Tagen. Der Lehrer für Naturgeschichte, bei dem ich Indianerbücher unter der Bank zu lesen pflegte, während er ausgestopfte Eulen und Meerkatzen durch die Klasse spazieren führte, war ein Ausbund von Alter und Verknöcherung. Der Geschichtslehrer war ein kompletter Trottel. Ich bezweifle, daß seine Kenntnisse auch nur die dürren Tatsachen ausmachten, die uns ein besonders langweilig geschriebenes Lehrbuch vermitteln sollte. Jedenfalls verhielt er sich völlig passiv, ließ uns den Text lesen und freute sich, wenn einer etwas erzählte. Unter den Erzählern war ich bald an erster Stelle. Ich hatte so vieles gelesen, was nicht im Lehrplan stand, besaß ein gutes Gedächtnis für Textstellen und konnte im Handumdrehen aus den verschiedensten Quellen etwas herausziehen und zusammenmantschen, das beinahe nach einer Originalarbeit aussah. Einmal im Jahr aber, vor den großen Ferien, in der letzten Stunde, in der keiner mehr arbeiten wollte, da erzählte er selbst und mit Vorliebe über das große Ereignis seines Lebens, eine Reise in Frankreich. Als Nachkomme eines der Sieger von Sedan hatte er Versailles besucht und hatte sein Urteil in einem Satz zusammengefaßt, den er an uns weitergab: „Gerade wie Sans-Souci!" Wir Buben wußten nichts von Ludwig XIV. noch von Friedrich II., wir kannten die beiden Schlösser von Versailles und Potsdam nicht einmal im Bilde, hatten keine Ahnung von Zeitfolge und Lokalität, hörten aber gespannt zu, wie der Professor erzählte. „Ein Französchen" hatte ihn durch das Schloß geführt, und wir lachten über die Verkleinerungsform, als ob sie nicht nur dem Führer sondern der ganzen französischen Nation zukomme.

Die jüdischen Lehrer trugen meist Vollbärte, in rot, in schwarz oder in weiß. Die älteren wirkten unnahbar, aber es war eine falsche Unnahbarkeit, die auf dem Bart oder der Autorität des Amts beruhte. Einer war ein milder Mann, der aber auch nie ein persönliches Wort in einer kritischen Situation fand und im

übrigen bald starb. Die anderen schienen dem Ideal eines gestrengen Herrn Lehrers nachleben zu wollen. Sie schlugen nicht, aber sie lobten auch nicht — sie waren anscheinend nur für den Tadel geschaffen. Irgendwie waren sie zum Fürchten. Aussprache gab es nicht. Der Mann fragte zu unbekanntem Zweck über Bart und Bauch hinweg, und der Fall war erledigt. Zu Hause Hilfe suchen war ausgeschlossen. Man weiß mit neun oder zehn Jahren kaum, wo einen „der Schuh drückt", der Vater war weit fort in seinem hohen Geschäftshaus und für die Mutter war, wie sich bald zeigte, ein Lehrer eine Respektsperson, fast wie für einen selber. Wie empfänglich ich für einen lebendigen Unterricht gewesen wäre, zeigt die Erinnerung an meine erste französische Stunde. Wir begannen damit in der Sexta. Ein uns bis dahin unbekannter Lehrer, ein junger Mann, glatt rasiert und schnell in der Bewegung, erschien und zauberte uns in einer Stunde die ganze französische Lautlehre, soweit wir sie brauchen konnten, auf die Tafel hin. Ich war fasziniert. Der Mann war leider eine Eintagserscheinung. Er bekam eine andere Klasse oder ein anderes Fach und ich hatte mit ihm bald nichts mehr zu tun.

Ich kann nicht sagen was die Schule im ganzen wert gewesen sein mag. Aus meiner Klasse ist kein Mann von öffentlicher Bedeutung hervorgegangen. Aber in der Klasse nach mir, im Jahrgang 1900, waren der spätere Journalist Leopold Schwarzschild und der Finanzmann Jakob Michael, dessen blanke Augen ich wiedererkannte, als ich später einmal mit ihm zu tun hatte. Einer meiner Schulkameraden, den ich nach langen Jahren wieder traf, sprach mit Verachtung über das Lehrermaterial, das man uns zugemutet hatte. Immerhin, „für die materiellen Bestrebungen des einstigen Lebensberufs" scheint die Schule das Notwendige geleistet zu haben. Einer meiner Freunde, Klassenprimus der Realschule, ging ohne Schwierigkeit oder Nachhilfe ins Gymnasium über und belegte dort sofort wieder einen der ersten Plätze.[27]) Ich jedenfalls konnte in dem von den Vollbärten, den prügelnden und nichtprügelnden, geschaffenen Klima nicht gedeihen. Ich war bald ein schwacher Schüler und bekam zu Hause

Nachhilfestunden, wobei meine Mutter auch keine glückliche Hand zeigte. Der „Lehrer" war ein Oberprimaner der Musterschule, Sohn eines Opernsängers, der seine Tätigkeit offensichtlich nur des Taschengeldes wegen ausübte. Er gähnte und verschlief wenigstens einen Teil der Stunde und ging aus seiner Passivität nur heraus um mich plötzlich anzubrüllen. War er lauter als gewöhnlich, kam meine Mutter herein, ich wurde herausgeschickt und kam später wieder, ungewiß, ob die beiden sich nun gegen mich verbündet hätten oder ob ich meine Mutter gewissermaßen für die Unterbrechung zu entschuldigen haben würde. Mit schwachem Genügend schleppte ich mich immerhin durch die meisten Fächer.

Der Alpdruck meiner Kindheit aber war der Unterricht im Hebräischen. Wir lernten diese Sprache im Hinblick auf die Gebete und Segenssprüche, d. h. wir übertrugen die Texte und natürlich den Tenach ins Deutsche.[28]) Eine Zeitlang, in einem frühen Stadium, lernten wir auch Grammatik, aber gewissermaßen für sich, ohne Zusammenhang mit den Texten, die wir übertrugen. Das Ergebnis war, daß die Kenntnis eines Textes keineswegs die Möglichkeit der Erschließung eines anderen Textes bedeutete. Ich wenigstens stand jedesmal „vor einem neuen Scheunentor". Was man uns vermittelte, war weder die Kenntnis einer lebenden noch einer toten Sprache. Es war die Kenntnis von heiligen Texten, wobei die Kenntnis des Rituals als von Hause mitgegeben vorausgesetzt wurde. Dies Verfahren begann im zweiten Schuljahr und steigerte sich in der Quarta bis zu zehn Wochenstunden, Tenach, Gebete und Mischna.[29]) Die in den Pirqei Abot enthaltene Empfehlung: der Fünfjährige ist reif für die Heilige Schrift, der Zehnjährige für die Mischna, konnte wohl des staatlichen Schulplans wegen nicht ganz eingehalten werden. Ich habe mit zwölf Jahren im Gymnasium Latein „spielend" gelernt und mit dem Griechischen keinerlei Schwierigkeiten gehabt — diesem hebräischen Unterricht war ich nicht gewachsen. Er vermittelte Worte, die bestenfalls eine rituelle Bedeutung hatten — er vermittelte nichts von der „Vergött-

lichung des ganz gewöhnlichen Daseins", nichts von einer Sittenlehre, die etwas anderes gewesen wäre als der Befehl eines ins Übermenschliche gesteigerten orientalischen Despoten. Der „liebe Gott" der Kinder schien für die Schule nicht existent zu sein. In einer Tenach-Stunde passierte es einem zugleich dummen und übereifrigen Mitschüler, daß er den etwas anders als gewöhnlich vokalisierten Gottesnamen nicht in der Umschreibung („der Herr") wiedergab, sondern aussprach. Vom Himmel herab geschah gar nichts, aber der Lehrer, einer der Professoren im Bart, machte eine Radauszene, daß man sich hätte verkriechen mögen. „Wenn ein Prophet oder ein Träumer in Deiner Mitte aufsteht und gibt ein Zeichen . . . so sollst Du auf seine Worte nicht hören . . . der Prophet oder Träumer soll sterben . . ." lasen wir in 5. Mose 13. „Wer war denn so ein Prophet?" fragte der Lehrer. Wir schwiegen. Ich zitterte innerlich; den Namen sprach man nicht aus, dann beinahe lieber den Gottesnamen. Der Lehrer sprach den Namen auch nicht aus; „der Stifter der christlichen Religion" sagte er mit Nachdruck, seine Frage selbst beantwortend.

Dieser Mann war übrigens leidlich gutmütig; daß ich nach beendetem sechsten Schuljahr in die Galuth des Gymnasiums hinaus sollte, schien ihn mitleidig zu stimmen.[30]) Mitten im Unterricht sprach er einmal mit mir darüber. Ich tröstete ihn: ich solle weiter hebräischen Unterricht erhalten — so etwas hatte ich tatsächlich zu Hause gehört. Es wurde natürlich nichts daraus; trotz meiner „Frömmigkeit" hütete ich mich einen derartigen Wunsch zu äußern und so war ich vom 13. Jahre ab das Hebräische los. Nur einmal, vor der Bar-Mizwa-Feier, wurde ich einem Chasan der Hauptgemeinde, einem ruhigen und angenehmen Mann (demselben der immer so schön „Salmiakgeist" gerufen hatte), zur Abrichtung für die Thora-Vorlesung übergeben.[31])[32]) Dann kam das große Vergessen: ich vergaß alles, die Argumente der Mischna, die auswendig gelernten Gebete, die Grammatik, die Vokabeln, schließlich die Buchstaben. Es war ein wohltätiger Recess. Mit dreißig Jahren konnte ich kein hebrä-

isches Wort mehr lesen. Mit 42, auf meiner ersten Palästina-Reise, mußte ich meine Sprachstudien mit dem Aleph-Beth beginnen. Mit einiger Überwindung nahm ich mir eine hebräische Bibel vor, und es dauerte eine Weile, bis ich — ganz unheilig gesprochen — das Gefühl für den Stil dieser Literatur erwarb. Aber eins ist geblieben: Hebräisch, wenn es nicht gerade von orientalischen Juden gesprochen wird oder von „Sabras", hat für mich noch heute einen Geruch, den Geruch der Schulstube am Tiergarten, wie von Grünkernsuppe, gekreuzt mit dem Dunst der Gaslichter und anderer Ingredienzen. Mögen die Hebräer verzeihen — es gibt hier nichts zu beschönigen — es ist so.[33])

Die jüdische Schule lehrte mich Ritual und Gebete. Ich habe später viel über das Judentum gehört und gelesen, mir vieles erklären lassen, in den Büchern der großen zeitgenössischen Schriftsteller Aufklärung gesucht — ich wäre nicht in der Lage, sagen wir einem Buddhisten, das Wesen dieser Religion zu erklären, soweit es sich in Gebet und Ritual nicht erschöpfen sollte. Gebet und Ritual, das läßt sich darstellen, körperlich geradezu, samt der Wirklichkeit, die durch alle Beschwörungen und Segenssprüche hindurch fühlbar ist, die Wirklichkeit des Eingesperrten, Unterdrückten, seine Furcht vor einer grausamen Umwelt. „Dein Wille sei es, Gott, mein Gott und Gott meiner Väter, mich heute und alle Tage zu erretten ... vor schlechten Menschen, schlechtem Genossen, schlechtem Nachbarn, schlechtem Begegnis ... vor hartem Gericht und vor hartem Gegner, er sei Sohn des Bundes oder nicht" — „gesegnest seist Du, der Nackte bekleidet, Gefesselte löst, Gebeugte aufrichtet" das sind Stellen aus dem Morgengebet mit dem der gesetzestreue Jude seinen Tag beginnt. Mit anderen Worten: Alle Religionsphilosophie, alle Vergleiche und Abgrenzungen des besonderen jüdischen Gottesglaubens mit und gegen jeden anderen Glauben an einen einzigen Gott, sind mir letzten Endes unverständlich geblieben. Verständlich blieb mir die orthodoxe jüdische Existenz. In ihr gab es bewunderungswürdige Beispiele von Selbstzucht und Überwindung. Da war der Vizefeldwebel der Infanterie aus Frankfurt, schwarz und

hager, ein hochdekorierter Soldat, der von 1915—1918 im vordersten Graben tagelang nur Brot und, wenn es hoch her ging, gekochte Kartoffeln fraß, um nichts verbotenes berühren zu müssen. Es war mir eine Freude, im „Rübenwinter" 1917—18, hinten im Ruhequartier ihm eine Dose dicker Bohnen vorsetzen zu können, die aus einer einwandfrei koscheren Fabrik stammte, bevor er wieder — zu Ludendorffs letzter Offensive — nach vorne ging.

Ich hatte damals schon keinen Teil mehr an dieser Existenzform. Das Ritual hatte zwar das Hebräische überdauert. Es verlor sich nicht von selbst wie die unvollkommene Kenntnis der Heiligen Sprache, es mußte mit Gewalt beseitigt werden, durch Eigen-Operation gewissermaßen. Aber ich war damit auch für das liberale Judentum verloren. Eine Synagoge mit Orgel war für mich keine Synagoge, ein liberaler Rabbiner vielleicht ein wegen seiner Bildung, seines Vortrags, seiner Persönlichkeit ein der Sympathie oder selbst der Bewunderung würdiger Mann, aber keineswegs ein Träger offenbarter Überlieferung. Ich war draußen — frei von einer aus unbekannter Frühzeit stammenden Bindung, so frei, daß ich die Bindung in ihrer Art wieder bewundern konnte und jeden liberalen Ersatz als unecht empfand. Ich ging schließlich in keine Synagoge mehr, es sei denn aus gesellschaftlicher Verpflichtung oder aus Touristen-Neugier. Selbst als Mitglied der liberalen Fraktion des Gemeindeparlaments um 1930 habe ich keiner Synagogengemeinde angehört. Jude sein, um zum Anfang dieses Kapitels zurückzukommen, war schließlich für mich (und für viele andere) ein Zustand, der nur entfernt mit Religion zu tun hatte, wenn er auch ursprünglich durch die Religion geschaffen worden war. Und wenn der sogenannte Gassenbub mir „Judd'!" nachrief, so meinte er auch nicht die Religion, sondern etwas ganz anderes, über das die Leute, die so etwas riefen, sich selbst nicht im klaren waren und woraus auch noch niemand ein System machte außer einigen erklärten Antisemiten, die in jenen Zeiten jedoch wenig bedeuteten.

V

Die Bildung

„Non Scholae sed Vitae Discimus" stand in großen, vermutlich goldenen Lettern auf der Stirnseite des Gebäudes geschrieben, dessen Vorhalle ich während der Jahre 1905—11 an jedem Schultag, den das preußische Ministerium für Kultus und Unterricht verordnet hatte, durchschritt, um eilenden Fußes Garderobe und Klassenzimmer zu erreichen.

Auch von diesem Bau, wie von manchem anderen, in den ich jahrelang hineingegangen bin, steht nur ein Überrest am Platz der Republik, damals Hohenzollernplatz geheißen, die Wohnung des Direktors. Einige Jahre lang nach 1945 stand noch die erwähnte Stirnwand des Hauptgebäudes, ein gestuftes Dreieck, schwer beschädigt, und dahinter war auch nicht mehr viel. Seitdem hat man die Trümmer weggerissen und einen modernen Neubau aufgeführt. So ist nichts mehr von dem Goethegymnasium zu sehen, in dem wir non scholae sed vitae vorbereitet wurden. Der Traum so manchen Schulkinds, die Schule möge verbrennen, hat sich lange nach meiner Zeit an einem Gebäude erfüllt, dem ich niemals etwas Böses gewünscht habe.

Den Tertianern, die in dieser Schule begannen, Latein zu lernen, war es völlig gleichgültig, was da oben angeschrieben stand. Das war einer der Sprüche aus dem Lehrbuch, denen man keine praktische Bedeutung beilegte. „Dulc' et decorum'st pro patria mori" war ein anderer derartiger Spruch. Daß er binnen 10 Jahren unheimlich praktisch werden sollte, daß ihm ein Drittel der Klasse zum Opfer fallen werde, konnte niemand ahnen. Und den meisten Tertianern ist es wohl ewig gleichgültig gewesen, ob sie für die Schule oder für das Leben ihre Aufgaben machten. Gelernt werden mußte — dazu war man hineingeschickt, und darin waren Schule und Elternhaus sich einig.

Gelernt werden mußten neben den schon aus der Realschule bekannten Fächern die alten Sprachen. Latein und Griechisch waren die eigentlichen Gegenstände der Gelehrtenschule mindestens seit 400 Jahren. Das Goethegymnasium hatte also eine lange Ahnenreihe. Sein nächster Vorfahr war das alte Städtische Gymnasium gewesen, das mit dem Wachstum der Stadt in mehrere Anstalten hatte aufgeteilt werden müssen. Die Zeit, in der die Gelehrten einen besonderen Stand gebildet hatten, war längst vorüber. Aber im allgemeinen Bewußtsein lebte noch etwas von der Ehrfurcht, die frühere Generationen vor der Lateinschule empfunden haben mochten. Jahrhundertelang war sie das Tor gewesen, durch das ein begabtes Kind aus der erblichen Bauern- oder Bürgerexistenz zu einem geistlichen Amt, zur Universität, oder an einen Fürstenhof hatte gelangen können.

Weil Latein und Griechisch gelehrt wurde, war die Schule ein Humanistisches Gymnasium. Humanismus ist, auf die einfachste Formel gebracht, die Lehre von der Bedeutung des Menschen in der Welt. Sie ist alt, wenn auch nicht so alt, wie ihr größeres Gegenstück, die Lehre von den Göttern oder von Gott. Jedenfalls reicht sie bis ins Altertum zurück. Ein Grieche ist es gewesen, der den Menschen für das Maß aller Dinge erklärt hat, ein Römer war es, der den Unterschied zwischen Mensch und Tier darin fand, daß der Mensch, um zur Menschlichkeit zu gelangen, an sich arbeiten, sich bilden müsse. So wie es aus den Heiligen Schriften des Orients die offenbarte Lehre von Gott und seinem Heilsplan empfing, so erfuhr das christliche Abendland aus den Schriften der Griechen und Römer die Lehre vom Menschen, den es in einer langen Entwicklung als den schöpferischen Menschen, den „kleinen Gott der Welt", dem erhabenen Schöpfer-Gott gegenüberstellte. Wer an den schöpferischen Menschen glaubte, war ein Humanist, Latein und Griechisch, die Media der Überlieferung, waren die Humaniora.

Schwierig heute im Zeitalter der Technokraten sich vorzustellen, daß nicht lange zurück Menschenbildung und klassische Bildung gleichbedeutend gewesen sind, daß römische und griechische

Philosophen als die geistigen Ahnherrn der deutschen Universitätslehrer galten, daß die „Weltgeschichte" mit den Griechen und Römern begann, während die alten Riesenreiche des Ostens als Kulissen bekannt waren, hinter denen alles andere, Indien, China in exotischer Ferne verschwand. Man halte das „Study of History" (Toynbee) etwa mit Hegels Philosophie der Geschichte zusammen, um zu erfahren, wie weit der Europäer sich selbst aus dem Zentrum des historischen Bewußtseins hinausgerückt hat. Aber um 1900 war er noch mitten drin. Der Vorrang der Humaniora vor anderen Wissenschaften war zwar schwer beeinträchtigt durch die Erfolge der Naturwissenschaften und der Technik. Diese Erfolge hatten auch die Schule umgeformt. Der Realschule, die Anfänge des Fachwissens für einen praktischen Beruf vermitteln sollte, war das Realgymnasium gefolgt als die Vorstufe der Technischen Hochschule. Ein langer Streit, in den der Kaiser selbst eingegriffen hatte, war um 1900 gerade erst beendet, und nun stand dem Abiturienten eines Realgymnasiums erstmals auch die Universität offen.

Schwer auch sich vorzustellen, außer vielleicht für einen Zionisten deutscher Herkunft, daß die Vertrautheit mit einer antiken Sprache eine Art von geistiger Weihe, eine Art der Ausgießung Heiligen Geistes bedeutet hat. Und doch war es ähnlich, in den Vorstellungen einiger deutscher Klassiker zumindest. Es läßt sich mit wenigen Sätzen und ohne Zitate kaum darstellen, Zitate aus den Schriften von Schiller und Wilhelm von Humboldt, Schriften, die wir in der Prima sehr zum Teil und zum geringen Genuß für die meisten lasen. Aber man erinnere sich: Die Vorstellung der Klassiker von der Würde des Menschen war auf die Gymnasialerziehung und damit notwendigerweise auf eine Erziehungsbürokratie übertragen worden. Ziel der Gymnasialbildung war nicht allein und nicht einmal in erster Linie das Fachwissen, sondern die Entwicklung der Persönlichkeit, des „reinen und idealischen Menschen, den jeder individuelle Mensch in sich trägt", in dessen „unveränderlicher Einheit" sich „Universalität des Wissens" mit „Totalität des Charakters" vereinigt. Erha-

bene Worte, Schillersche Worte, hoch über den Köpfen der Schulbuben, von wenigen ernst genommen. Die wenigen waren gewöhnlich Juden. Einer meiner Klassenkameraden drückte die Sache viel einfacher aus, indem er eines Tages triumphierend in die Prima kam und als neue Einsicht verkündete: „Bildung ist das, was übrig bleibt von dem, was man gelernt und wieder vergessen hat."

Vom Erziehungsideal des Gymnasiums gab es also Nachlässe zu Gunsten der menschlichen Schwäche ähnlich wie in der jüdischen Realschule. So wie einer nach der Lehre Samson Raphael Hirschs Gottesdiener sein konnte durch gewissenhafte Erfüllung der Gebote, auch wenn er sie nicht verstand, so genügte es zu Zeiten für den Nachweis klassischer Bildung, daß man die Grammatik der alten Sprachen beherrschte und einen Text behandeln konnte. Begabte Gymnasiasten der achtziger Jahre sollen unter diesem Absinken des Unterrichts ins sprachlich Technische gelitten haben. „Da lasen wir Homer, wie wenn die Odyssee ein Kochbuch wäre. Zwei Verse in der Stunde und dann wird Wort für Wort wiedergekaut und untersucht, bis es einem zum Ekel wird. Am Schluß der Stunde heißt es jedesmal: Sie sehen, wie fein der Dichter das gewendet hat. Sie haben hier einen Blick in das Geheimnis des dichterischen Schaffens getan! Bloß so die Sache um die Partikel und Aoriste herum, damit man nicht ganz daran erstickt. Auf die Art kann mir der ganze Homer gestohlen werden." . . . So heißt es in Hermann Hesses Jugendroman „Unterm Rad".

So viel zur Theorie der Gymnasialbildung, von der ich im Alter von 12 Jahren gewiß nichts gewußt habe. Ich wußte nur, daß ich in ein sogenanntes Reformgymnasium ging, in dem Latein erst von der Tertia ab (drei Jahre später als gewöhnlich) und Griechisch erst ab Obersekunda gelehrt wurde. Diese Änderung eines älteren Lehrplans, die von dem ersten Direktor des Goethegymnasiums ausgegangen war, machte es für Realschüler möglich, im Alter von 12 Jahren die Schule zu wechseln. Sie hatte ein — wie uns heute scheinen will — übertriebenes Aufsehen in

der Öffentlichkeit erregt. Das System beruhte — wie ich lange nach der Schulzeit von Ernst Merian-Genast, Professor der Romanischen Sprachen an der Universität Basel, Abiturient des Goethegymnasiums von 1912, (vorzeitig gestorben 1957) erfahren habe — darauf, daß sämtliche Sprachen, alte und neue, nach der gleichen Methode gelehrt wurden. Uns fiel damals nur auf, das sämtliche Lehrbücher von unseren eigenen oder von früheren Lehrern des Goethegymnasiums geschrieben waren. Der Schulverwaltung des Dritten Reichs war das System unsympathisch. Sie schaffte es ab mit der Begründung, wegen der geistigen Konzentration, die es voraussetze, sei es nur für Juden geeignet gewesen. Nun, es steht statistisch fest, daß jüdische Eltern ihre Söhne lieber in die Reformgymnasien schickten, als in die Gymnasien alten Stils. Durchschnittlich gerechnet waren im Jahre 1933, als solche Erhebungen ihre Bedeutung hatten, 10,23 % aller Schüler in den Reformgymnasien jüdisch gegen 2,68 % in den alten Gymnasien. 22 % war der jüdische Anteil in Hessen-Nassau und 30 % in Berlin. Bleiben also 70—90 % Nichtjuden, die dem System gewachsen waren[34]). Was dann mit dem Goethegymnasium weiter geschah kann man in der vom Verein ehemaliger Goethe-Gymnasiasten 1960 zum Tag der Einweihung des neuen Gebäudes herausgegebenen Festschrift nachlesen. „Goethe-Schule-Realgymnasium für Jungen" stand am Tor angeschrieben als ich 1951 den Notbau betrat. Der Schöpfer der Schule hätte klassisch verhüllten Hauptes sich abgewendet.

Das Absinken in die Grammatik war indessen nicht die einzige Einbuße am ursprünglichen Erziehungsideal, die das Gymnasium ertragen hatte. Die Zeit der Klassiker lag 100 Jahre zurück. In diesen 100 Jahren war nach Revolutionsversuchen und Kriegen das kaiserliche Deutschland entstanden. Schwaben, Franken, Bayern usw. hatten außer ihrem Stammland ein politisches Zentrum, von dem aus über ihr Geschick entschieden wurde. Der Offizier, um es genauer zu sagen, der preußische Offizier, war für machtstolze Patrioten und ihre Mitläufer ein weit vorzüglicheres Erziehungsideal als die „ollen Klassiker". Jährlich am

27. Januar zur Kaiser-Geburtstagsfeier, drängten wir uns in den Gängen, um die Reserveoffiziere zu sehen, die Lehrer, die an diesen Tagen ihre Paradeuniform angezogen hatten und in Blau und Rot und Weiß, den Helm auf dem Kopf, mit Federbusch und anderem Zierat geschmückt, erschienen. Und hätten wir die Lehrer gefragt, für welches Leben wir eigentlich vorbereitet werden sollten, wir hätten sehr verschiedene Antworten erhalten. „Sie sollen in einem halben Jahr wissenschaftlich zu arbeiten beginnen", sagte der Direktor gelegentlich zu einem ungenügend vorbereiteten Primaner mit schneidender Verachtung. „Mit einer solchen Jugend soll Deutschland seine Kriege führen", schrie der langbeinige Turnlehrer, wenn einer seiner Untergebenen sein mangelndes Interesse an Reck und Barren nachgewiesen hatte. War es die Frankfurter Luft oder die schöne Unverbindlichkeit der liberalen Erziehung, die jeden sich selbst seinen Weg suchen ließ, statt ihn in Brigaden oder dergleichen einzuspannen, solche Gegensätze vertrugen sich miteinander, und die eine wie die andere Ermahnung machte auf manchen hoffnungsvollen Jüngling gleichmäßig wenig Eindruck.

Bildung, Erziehung setzt wahrscheinlich immer eine Lebensgemeinschaft voraus, wie ein Blick über die Geschichte des Erziehungswesens, über Klosterschulen, Seminare, Colleges, vom Staat oder von Parteien gelenkte Jugendbewegungen, zeigt. Die humanistische Erziehung macht keine Ausnahme. Die großen Männer der deutschen Klassik hatten in einer Zeit gelebt, in der Bildung gewöhnlich durch Einzelunterricht vermittelt worden war, viele hatten selbst als Erzieher gewirkt. Das Den-Weg-Finden nach eigenem Gesetz, mehr beraten als geführt, ist der Gegenstand des klassischen deutschen Bildungsromans. Die Übertragung solch enger menschlicher Verbundenheit auf öffentliche Schulverhältnisse, auf modernen Massenbetrieb, mußte eine Herabsetzung dieses idealen Standards bedeuten. Eine öffentliche Schulklasse ist nun einmal nur in sehr beschränktem Sinne eine Lebensgemeinschaft. „Der ungeheure Schatz der ethischen Ideen des deutschen Klassizismus schien verbraucht", schreibt der

Archäologe Ludwig Curtius über seine in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallenden, in Augsburg verbrachten, Gymnasialjahre. „Er war Literatur, aber keine Lebensmacht mehr. Das Ziel war der Berufsmensch." [35])

Die Elemente dessen, was man damals amtlich eine Bildungsanstalt nannte, sind damit beisammen. Der Staat brauchte den Berufsmenschen, er ließ ihn durch die modernisierte Gelehrtenschule erziehen und gab ihm nach Ablauf der vorgeschriebenen Jahre oder nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen seinen Berechtigungschein. Neun Jahre Schulbesuch berechtigten zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst (so hieß sonderbarerweise die auf ein Jahr beschränkte Unfreiwilligkeit), zwölf Jahre Schulbesuch mit Abschlußprüfung gaben den Zugang zur Universität, zur Technischen Hochschule, zu allem und jedem. In diesem Rahmen lernte man für die Schule, fürs Examen, für den künftigen Beruf. Frei vom Berechtigungswesen war einstweilen noch der Kaufmann, — sein Erfolg oder Mißerfolg war an keine vorausgehende Prüfung gebunden. Er galt dafür sozial etwas weniger, als Industrieller konnte er wieder aufholen. Innerhalb des Rahmens stand es Lehrern und Schülern frei, neben dem Examenssoll zu pflegen, was dem einzelnen lieb und teuer war — Wissenschaft, Technik, Persönlichkeitsbildung oder Patriotismus. Einige machten davon Gebrauch, die meisten blieben im Lehr- oder Lernstoff stecken.

Das Goethegymnasium war jedenfalls das modernste an Schule, das geboten wurde, — von gewissen Landerziehungsheimen abgesehen. Schon das Gebäude war neu, die Klassenräume in einem Trakt nach Südwesten orientiert, mit weiten Fensteröffnungen, so daß das Licht frei hindurchfluten konnte. Unten lag die breite Allee, die inzwischen die Ausfallstraße der Stadt nach dem Westen, nach Mainz und Wiesbaden, geworden ist. An ihrem Ende wuchs ein für damalige Verhältnisse riesiger Bau aus dem Boden: die Festhalle, die mit einem aus ganz Deutschland besuchten Sängerfest vom Kaiser persönlich eingeweiht wurde. Ein Schüler meiner Klasse war für diesen Tag als Page abkom-

mandiert und stand in einer Art Hoftracht mit anderen zusammen auf der Treppe, die zur Tribüne führte. Später war auf dem Gelände eine Luftfahrt-Ausstellung, und der Traum der deutschen Technik, das lenkbare Luftschiff, flog über das Schulgebäude, während wir uns an den Fenstern drängten.

Die Kameraden, unter denen ich mich sechs Jahre lang zu entwickeln hatte, stammten aus allen Schichten der Frankfurter bürgerlichen Bevölkerung, ein kleiner Prozentsatz bestand aus Söhnen von zugezogenen Offizieren und Beamten. In der Klasse gab es eine Art von sozialer und regionaler Gruppierung. Es ist bemerkenswert, daß diese Gruppierung nichts mit der Religion zu tun hatte. Die zwei Katholiken der Klasse hatten miteinander keinen Verkehr (obwohl sie beide später Geistliche wurden), die Juden, wie früher erwähnt, schieden sich deutlich in Westend und Ostend. Das Elternhaus, seine Lage im bevorzugten Viertel oder in einem der gewöhnlichen Stadtteile, bestimmte die Gruppierung. Es gab Häuser im Westen oder in der Gegend des Stadtwalds mit Dienerschaft und Wagen, und es gab kleine Wohnungen der Innenstadt, wo die Mutter so gut wie alles machte. Gäste aus einer anderen Welt, die mit niemandem persönlichen Kontakt hatten, obwohl sie wie andere Buben mit der Trambahn oder dem Fahrrad ankamen und gingen und z. B. gleich mir, am Schreibunterricht zur Verbesserung der Handschrift teilnehmen mußten, waren zwei Neffen des Kaisers, Prinzen von Hessen. Innerhalb der auf diese Weise ausgesparten Gruppen entschieden die persönlichen Interessen und Neigungen. Die zwei besten Schüler der Klasse waren Juden aus dem Ost- bzw. Nordend, die zwei schlechtesten (und unerzogensten) waren folgerichtig Antisemiten, als solche — und als Rüpel — aber auch ausschließlich aufeinander angewiesen. Sonst war an Spannungen nicht viel zu merken. Auch Schüler ohne persönliche Beziehung zueinander benahmen sich meist mit einer den Erwachsenen nachgeahmten Höflichkeit.

Die Lehrer — sie stammten aus allen Teilen des Reiches — waren sehr verschiedenen Alters und von sehr verschiedenem

Bildungsgrad. Aber es gab keine eigentliche Fehlbesetzung unter ihnen. Ihr Fach verstanden sie alle und ein Minimum von Lehrtechnik besaß jeder. Selbst eine Figur von abenteuerlicher Komik, eine Marionette aller erdenklichen nervösen Impulse, gab einen leidlichen Geschichtsunterricht. Von den Patrioten hatten wir nur den schon erwähnten Turnlehrer. Ich traf ihn später vor Verdun zwischen Granatlöchern und hätte ihn gern gefragt, was heute seine Meinung sei über Deutschlands Krieg, Deutschlands Jugend und den Turnunterricht. Aber er war Hauptmann und ich Gefreiter. Immerhin — er erkannte mich und versicherte mich seines Wohlwollens, uneingedenk des „mangelhaft", mit dem er einst mein Zeugnis verunziert hatte.

Unter den Fachgelehrten war ein Historiker von ungewöhnlichem Format und Temperament — er schied bald aus dem Schuldienst, um eine Geschichte der Freien Stadt Frankfurt zu schreiben[36]). Gefürchtet und geachtet gleichzeitig war der Direktor, Ewald Bruhn, ein bedeutender klassischer Philologe, Herausgeber der Texte des Sophokles, der nur Leistung gelten ließ und die norddeutsche Disziplin, die er an sich selbst übte, auf die gesamte Schule zu übertragen suchte. Ich habe ihn nach dem Abitur nie mehr gesehen. Die letzte „Frankfurter Zeitung", die ich 1936 in Palästina erhielt, brachte seine Todesanzeige; ein Kreuz, Name, Titel, die Unterschrift der Witwe, kein Wort weiter. Es las sich wie ein Protest aus dem Grab gegen Zeit und Regierung[37]). In persönliche Beziehung trat ich — und man kann sagen, die Klasse — nur zu einem Mann, unserem Klassenlehrer, der uns mit kurzen Unterbrechungen von der Tertia bis zur Oberprima führte, und in einer heiteren Weise, halb im Spiel, den Grund zu unseren lateinischen Kenntnissen legte.

Sechs Jahre Übergang von Kindheit zur Jugend sind eine lange Zeit und es sei deshalb erlaubt, von den Grundlagen der Schulbildung gleich zu ihren Ergebnissen überzugehen.

In Latein waren sie außergewöhnlich, erzwungen in der Prima von dem Direktor, der uns Theodor Mommsens Römische Geschichte seitenweise ins Lateinische übertragen ließ und neben

einem so langweiligen Dichter wie Horaz den leidenschaftlichen Catull uns zu lesen gab. Und doch: die erworbenen Kenntnisse verfielen schnell durch Nichtgebrauch. Sie reichten noch einige Studienjahre aus, um Mönchslatein lesen zu können, mittelalterliche Chroniken und Biographien, sie waren völlig ungenügend gegenüber dem eigentlichen Erbe Roms, den Rechtsbüchern mit ihrer eigenen Terminologie, in die man sich auf der Universität oberflächlich hineinarbeitete, weil meine Juristen-Generation sie nur noch scholae — für erste Examen — aber nicht mehr für die Praxis brauchte. Griechisch, gelehrt von einem Choleriker, dessen Temperament in komischem Gegensatz stand zu der umständlichen Art, mit der er die vielen homerischen Bei- und Fürwörter zu übersetzen suchte, und der infolge eines soliden Bibelglaubens öfters in Verlegenheit geriet über die von antiken Schriftstellern vorausgesetzte Sexualmoral, verlor sich noch schneller. Französisch und Englisch wurde von Deutschen gelehrt, die ziemlich viel Literaturgeschichte vermittelten und wenig Praxis. Man nahm es als unvermeidlich an, daß die Fähigkeit zum Sprechen der Sprache im Ausland erworben werden müsse. Die damaligen Methoden dürften inzwischen modernisiert worden sein.

Über Mathematik und Physik schweige ich besser. Der Unterricht soll gut gewesen sein. Das einzige, was ich begriff, war sphärische Trigonometrie. Physik habe ich viel später, als ich mit Patentrecht mich zu beschäftigen begann, noch einmal nachgelernt. In Biologie, einem Fach, das sich in der Schule im wesentlichen auf das Pflanzenreich beschränkte, holte man als Primaner sich die fehlenden Kenntnisse in den Veranstaltungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, die, wie früher erzählt, während meiner Schuljahre vom Eschenheimer Tor nach dem Westen verzogen war, zur größten Befriedigung der Eltern, die damit der peinlichen Aufgabe sexueller Aufklärung sich enthoben fühlten[38]). Ich besuchte nämlich mit Vorliebe die Vorlesungen des Professors Max Flesch, in denen man mit den Grundtatsachen der Biologie bekannt gemacht wurde und neugierig und schaudernd zugleich Embryonen von Tieren sah.

In Geschichte war ich — was den Stoff betrifft — unabhängig vom Lehrer. Von historischer Perspektive erfuhren wir etwas in der Oberprima, kurz vor dem Examen, durch die Abschlußvorträge des damaligen Lehrers, eines nüchternen aber kenntnisreichen und leidenschaftslosen Mannes[39]). Das Deutsche Reich, fest gegründet mit Sedanstag, Soldaten und Fahnen wurde plötzlich ein problematisches Gebilde, belastet im Innern durch die soziale Frage, bedroht von Außen durch den unvermeidlich — wie der Lehrer zu verstehen gab — sich nähernden Konflikt mit England, dem es auf allen Märkten Konkurrenz machte. Bleibend, richtunggebend für das Leben war ausschließlich die Begegnung mit dem, was man später zu Recht oder zu Unrecht „Weimar" nannte, d. h., um es genauer zu sagen, mit der Persönlichkeit eines Lehrers, der aus der Weimarer Kultur stammte, eben jenes Klassenlehrers, der uns als Zwölfjährige so leicht und sicher in die Anfangsgründe des Latein, aber auch in die Anfangsgründe des deutschen Stils, in Geschichte und Geographie eingeführt hatte.

Hans Merian-Genast (Dr. phil. und Professor wie sich versteht) trug zwei deutsche Kulturnamen, den des bekannten Kupferstechers und Topographen der mittelalterlichen Städte, der nach Basel wies und — von der mütterlichen Seite her — den Namen seines Groß- und Urgroßvaters, die beide Regisseure am Weimarer Hoftheater unter Goethe gewesen waren. In seinem Hause stand unter Glas auf Samt überzogenem Podest die Tasse, die Goethe einst der Urgroßmutter Christine Genast geb. Boehler geschenkt hatte — „Gruß und Heil Goethe" las man auf dem Unterteller, gemalt von Goethes eigener Hand. Rechts und links, gleichsfalls unter Glas, hingen Handzeichnungen aus Italien mit Widmungsversen des großen Mannes für den Urgroßvater Anton Genast. Einige der Verse, die in Handschrift da hingen, kannte man schon aus den „Gesammelten Werken". In der Bibliothek stand ein Exemplar der Gedichte — Ausgabe letzter Hand — dem Großvater Eduard Genast handschriftlich gewidmet zum Antritt einer Reise. Der Professor war mittelgroß, blond und

sprach das Deutsch mit thüringischem Tonfall. Er schrieb gelegentlich in der „Frankfurter Zeitung" unter dem durchsichtigen Pseudonym Hans Weimar. Seine Freundlichkeit berührte selbst völlig uninteressierte Mitschüler — mit Ausnahme der beiden Rüpel. Ich glaube, er war der einzige echte Humanist, den ich je getroffen habe, immer auf der Suche nach dem Funken schöpferischen Geistes, jedes kleine Talent bei seinen Schülern ermutigend, viel von seiner Freizeit opfernd für Ausflüge oder abendliche Zusammentreffen, bei denen außerhalb des Schulprogramms Weltliteratur, Shakespeare besonders, gelesen wurde, völlig vorurteilslos, von feinstem Taktgefühl den jüdischen oder katholischen Empfindlichkeiten gegenüber. Kein robuster Mensch übrigens, er unterbrach mehrfach die Lehrtätigkeit wegen Krankheit, aber bestimmt und efficient bei aller Freundlichkeit. Seine Darstellung Goethes in einer Reihe von — Vorlesungen muß man sie richtiger nennen als Unterrichtsstunden — war nicht frei von der unbedingten Verehrung des Gläubigen (welcher „Ungläubige" hätte sich bis jetzt an den gewaltigen Stoff gewagt) aber eben darum Siebzehnjährige tief anrührend, die, von ihm erzogen, aus dem Leben, das sie erwartete, ein Werk und aus dem Werk ein Leben zu machen gedachten. Mit den späteren Studenten noch hielt er Verbindung, beantwortete manchen aus geistigen Pubertätsschmerzen geborenen Brief, lud auch die ehemalige Klasse einmal in sein Haus ein und versuchte eine Diskussion über den Wert der Schule — rückwärts betrachtet — in Gang zu bringen. Mit 50 Jahren — 5 Jahre nachdem wir die Schule verlassen hatten — ließ er sich pensonieren und ging nach Weimar, wo er eine Zeit freiwillig auf der Bibliothek arbeitete und in Mädchenpensionaten Deutsch unterrichtete. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Es ist psychologisch zumindest bemerkenswert, daß selbst einem solchen Manne gegenüber die Scheu mancher junger Leute, das was sie für ihr Heiligstes halten, zu offenbaren, nicht überwunden werden konnte. Der Professor fühlte das — er sprach sogar einmal darüber vor der Klasse in seiner taktvollen Weise,

die eine leichte Verletztheit in diesem Falle andeutete, und schloß mit dem Worten: „Sollte wirklich kein Dichter unter uns sein?" Für mich war diese Eröffnung eine Sensation — sie verknüpfte das, was unter uns geschah, mit der Welt der Bücher, die für uns einstweilen die Welt bedeutete, und ich kannte den Dichter. Er hatte ein Drama zu Hause in der Schublade liegen und ein Dutzend Gedichte im Stil Detlevs von Liliencron, was damals für einen durchaus nachahmenswerten Stil galt. Es war mein Freund Otto Hainebach, mit dem ich viele Nachmittage zusammen musizierte, ein halbes Jahr älter als ich und weit begabter, der unbestrittene Primus der Klasse, der sein Temperament und seinen Reichtum an Einfällen und kritischem Witz ohne jede Scheu vor mir auszubreiten gewohnt war[40]). Er kam nach der Stunde zu mir und wir berieten in einer Hofecke. Ich weiß nicht, was wir damals beschlossen — wahrscheinlich gar nichts. Aber ich weiß, daß wir als Studenten noch uns über Merian, wie wir ihn kurzweg nannten, unterhielten, und, bei unveränderter Hochachtung seiner Persönlichkeit, den Bereich seiner Lehre einigermaßen richtig absteckten. Denn die Welt von Weimar, so wie er sie uns überliefert hatte, war nicht die Welt, nicht einmal die deutsche Welt. Das Volk der Dichter und Denker — so hatte jemand im Ausland die Deutschen genannt und der Name war haften geblieben. Aber irgend etwas stimmte nicht — das fühlten wir — es gab Goethe und es gab Wilhelm II. und der Unterschied zwischen diesen beiden war — das fühlten wir — durch die Gemeinplätze der Zeitungen von Bildung und Fortschritt nicht wegzuerklären. Aber, wir lebten in einem liberalen Zeitalter, und unserer glücklichen Jugend schien es freizustehen, uns da einzurichten, wozu unsere Berufung oder was wir dafür hielten, uns lockte.

Und so nahmen wir — einige wenige aus dem Jahrgang — gewisse Überzeugungen mit ins Leben.

Zum Ersten die Überzeugung von der Gleichheit der Gebildeten. Diese Gleichheit hatte nichts mit Demokratie zu tun. Sie war die Gleichheit im Dienste der Erkenntnis, im Dienste der Wahr-

heit, die keine Autorität anerkannte, als das intellektuelle Gewissen. Es war die Gleichheit der Lehr- und Lernfreiheit, die sich in möglichst schnell zu erwerbenden akademischen Graden zu äußern hatte. Keine Ahnung hatten wir davon, daß diese Überzeugung sich auf etwas bezog, was gar nicht Gleichheit war, sondern ihr Gegenteil — Rang, den in diesem Falle nicht die Geburt verlieh, sondern die Bildung. Wir wußten nichts davon, daß wir damit lediglich das Mittelalter kopierten, das den Doktor dem Ritter, den Doktorhut dem Ritterschlag gleichgestellt hatte (worüber man bei Huizinga „Herbst des Mittelalters" mehr nachlesen kann).

Zum Zweiten die Überzeugung, daß für das eigene Bildungsziel die Politik wertlos — manche glaubten verächtlich — sei. Ich will mich nicht darüber verbreiten, daß Politik damals nach langer Friedenszeit sich fast ausschließlich als innere Politik darbot, für die angehende Studenten ebensowenig Verständnis haben dürften, wie für die Höhen und Tiefen der Berufsarbeit. Ich erwähne diese Überzeugung nur, weil ich später zweimal Zeuge gewesen bin von dem Einbruch der Politik in die 1914 so behütete und 1933 nicht mehr so behütete Welt des Geistes, von der Unfähigkeit der meisten Gebildeten, das Phänomen der Macht einigermaßen richtig zu beurteilen. Es muß also etwas Typisches an ihr gewesen sein, ein Mangel unserer Erziehung, ein Mißverständnis, darauf beruhend, daß die Kultur der klassischen deutschen Dichtung und Philosophie uns präsentiert wurde, als ob sie in einem politisch leeren Raum gewachsen sei. Sie war es keineswegs und der Staatsminister von Goethe hatte in seinen Dichtungen nicht nur Dokumente einer erhabenen Menschlichkeit hinterlassen, sondern in der „Natürlichen Tochter" auch eins der schauerlichsten Phänomene aller Zeiten, die menschenfressende Staatsraison, mit der Meisterschaft reifer Jahre geschildert.

Zum Dritten die Überzeugung, daß ein System, daß den Menschen in die Mitte des Universums stellte, nur zu rechtfertigen sei, wenn dem Menschen, dem erkennenden und fühlenden, auch das Hauptattribut der Gottheit zukam, wenn er schöpferisch

war. Das faustische Seelenheil wurde damit die Last unserer jungen Jahre. Wir lasen zwar im Zarathustra (Nietzsches Zarathustra!), daß der Geist zum Kamele wird, bevor er sich in einen Löwen verwandelt, d. h. fressen muß, speichern und tragen, aber wir hätten gern diese Stufe übersprungen. Viele Löwen des „Café Größenwahns" waren im Grunde verunglückte Kamele. Die unvermeidliche Enttäuschung über das Universitätsstudium war besonders tief bei meinem Freunde Otto, der die klassische Philologie wählte, um frei das weiter zu treiben, was wir schulmäßig betrieben hatten. Und ich, der Studiosus juris, sehnte mich manchmal aus meiner, wie ich glaubte, unfruchtbaren Freiheit nach einem geordneten Schulbetrieb.

Aber damit habe ich weit schon vorausgegriffen. Noch waren wir in der Schule und das Bild wäre unvollständig ohne den Religionsunterricht.

Der jüdische Religionsunterricht gehörte nicht zur Schule, er fand in der Schule statt, er war wahlfrei. Von der Erlaubnis ihm fernzubleiben, machten zwei Gruppen Gebrauch. Einer meiner Freunde, der mit mir von der Realschule herübergekommen war, und ein Teil der Westendsöhne, an der Spitze Hans von Königswarter, ein Sproß österreichisch-jüdischen Adels[41]). Der eine tat es aus Orthodoxie, die anderen wegen der gesellschaftlichen Differenzierung. Die Orthodoxie hinderte übrigens meinen Freund nicht daran, jährlich am Karfreitag in dem Knabenchor der Matthäuspassion mitzusingen, was ich schwerlich über mich gebracht haben würde. Das reibungslose Verhältnis der Neu-Orthodoxie zur christlichen Kunst habe ich im vorigen Kapitel erwähnt. Sie gehörte zum Derech Erez.

Den Unterricht erteilten einige hochangesehene Rabbiner der Hauptgemeinde: den Tertianern der Rabbiner Arnold Lazarus, den Sekundanern und Primanern eine der Leuchten des liberalen Judentums, der Rabbiner Cäsar Seligmann[42])[43]). Von Lazarus lernten wir jüdische Geschichte, soweit ehemalige Schüler der Realschule oder des Philantropins darin noch etwas zu lernen hatten — Lazarus pflegte uns Ostendler als „die Weisen aus dem

Morgenland" zu bezeichnen. Was wir von Seligmann lernten, weiß ich nicht mehr. Er trieb mit uns Religionsphilosophie, aber auf unsystematische Weise, trug uns z. B. die Beweise für das Dasein Gottes vor, ohne, was vielleicht möglich gewesen wäre, einen gewissen Immanuel Kant zu erwähnen, der mit diesen Beweisen bös umgesprungen sei. Wir betrachteten Seligmann als ein Kuriosum. Erfreulich war seine zwanglose, nicht im geringsten autoritäre Art der Diskussion, die uns stets das Gefühl ließ, daß wir auch etwas verstünden. Er besprach auch Zeitrichtung und Tagesereignisse, und so habe ich mit 14 Jahren, in einer großen Kundgebung des Verbands der deutschen Juden, den greisen Hermann Cohen am Rednerpult gesehen, den Marburger Philosophen, die lebende „summa" des liberalen deutschen Judentums seiner Zeit, von der Galerie des 1944 zerstörten Saalbaus herunter, bis zu der kein Wort aus seinem Munde drang[44]).

Sechs Jugendjahre sind eine lange Zeit, aber auch sie gingen vorüber. In den drei Oberklassen gab es eine Art vorakademischer Kameradschaft von Sekundanern und Primanern, bewirkt durch einen zweitägigen Herbstausflug, der am ersten Abend regelmäßig mit einem Kommers gefeiert wurde, irgendwo tief im Odenwald oder im Vogelsberg, jedenfalls in einem Städtchen außerhalb Frankfurts. Die Beteiligung am Ausflug mußte man sich durch echte oder fingierte Beteiligung am wöchentlichen Fußballspiel draußen auf der Hundswiese verdienen, da wo jetzt die ehemalige IG-Farben-Siedlung steht. Der Kommers war der Höhepunkt des Jahres. Ein Theaterstück wurde aufgeführt, teamwork der literarisch gegabtesten Schüler, und es galt Narrenfreiheit: Die Lehrer, dargestellt von ihren fähigsten Imitatoren, (die nicht immer auch die fähigsten Schüler waren) betraten die Bühne in der Toga der Römer oder dem Kostüm der alten Athener, scilicet Alexandriner, und man hörte ihre Lieblings-Redensarten aus unberufenem Mund. Es galt als geschmacklos, etwas übelzunehmen. Daß nicht viel übelgenommen werden konnte, dafür sorgte allerdings eine stille Vorzensur des Klassenlehrers und des Direktors.

Jährlich im Frühling war die Schlußfeier. Ein Jahrgang von Oberprimanern stand im schwarzen Examensrock in der ersten Reihe. Die Schülerkapelle spielte, und zwei auserwählte Primaner, einer aus jeder Parallelklasse, hielten Reden in griechischer bzw. lateinischer Sprache. Auch der Direktor sprach in seiner tiefernsten sachlichen Art: „Meine lieben Abiturienten!" Ein Jahrgang von Gymnasiasten wurde ins Leben entlassen. Der Schülerchor sang ihm das Abschiedslied, das, wie es scheint, allen preußischen höheren Unterrichtsanstalten für diesen Tag vorgeschrieben war.

„Nun zu guter Letzt
geben wir Dir jetzt
auf die Wandrung das Geleite!"

Das Lied hatte nur drei Strophen, aber die waren ziemlich lang. Ich weiß sie heute noch auswendig. Fünf Jahre lang hatten wir laut oder leise den andern sie gesungen. Eines Tages sang man sie uns.

„Wandern müssen wir auf Erden
unter Freuden und Beschwerden
geht hinab, hinauf
unser Lebenslauf.
Das ist unser Los auf Erden."

Ich verließ mit meinen Freunden leicht betäubt die Aula. Es war schwer begreiflich, aber es war Wirklichkeit: Die Schulzeit war vorüber, das Leben begann[45]).

VI

Das Vaterland

Das Vaterland war das von Bismarck gegründete Deutsche Reich, regiert von Wilhelm II.

Es bestand vom 18. Januar 1871 bis zum 9. November 1918 und hatte, der Waffen und einiger Landstriche beraubt, ein Nachspiel in Gestalt der Weimarer, d. h. der in Weimar verfassungsmäßig konstituierten Republik. Es währte kurz wie ein Menschenleben. Der Vater, 1859 geboren, hatte als zwölfjähriger Junge französische Kriegsgefangene beim Bahnbau in Oberhessen gesehen; er sah als sechzigjähriger Mann die französischen Besatzungstruppen, weiße und gelbhäutige, vor den Amtsgebäuden in Frankfurt Posten stehen und sah ihre Kavallerie mit gezogenem Säbel durch die Stadt reiten.

Das Vaterland war eine Monarchie. Kaiser und König waren das natürlichste von der Welt, so natürlich wie Gott oder Teufel. Vom Märchen her waren wir Kinder an sie gewöhnt. Eins unserer Kindermädchen hatte allerdings immer von einer Krone gesungen, die im grünen Rhein lag, und von einem Kaiser, der in Aachen gekrönt werde. Das konnte unmöglich der Kaiser Wilhelm sein, der, wie ein anderes Lied verkündete, ein lieber Mann war und in Berlin wohnte. Es gab noch andere Schwierigkeiten des Verstehens. Die Verwandten, bei denen man als Kind die Ferien verbrachte, hatten neben dem Kaiser ihren eigenen König oder Großherzog, über dessen Bedeutung für das Ganze man als geborener Preuße mit Vettern bayerischer Staatsangehörigkeit sich zanken oder gar prügeln konnte. Der Wert der bayrischen oder preußischen Nationalität wurde dabei gegenseitig in Zweifel gezogen. Es dauerte einige Zeit bis man die Konstruktion des deutschen Bundesstaats Bismarckscher Prägung begriff. Man wurde zwanzig Jahre darüber und hörte bereits Staats-

recht bei den Professoren Jellinek und Anschütz. Aber es rührte etwas von mittelalterlicher Reichsverfassung, von Reichsfürsten und Territorialherrschaft, an das kindliche Bewußtsein, so wie die ehemalige Stadtfreiheit, konfessionelle Unterschiede und die ehemalige Judengasse darin ihren schwer bestimmbaren Platz hatten.

Frankfurt gehörte wie bekannt seit 1866 zu Preußen und deshalb hatte man es dort mit dem König von Preußen zu tun, der zugleich deutscher Kaiser war. Das heißt: die wenigsten hatten mit ihm direkt etwas zu tun, die Mehrzahl hatte sich mit seinen Beamten zu begnügen. Die Beamten waren Königlich. Ein Königlicher Notar nahm Urkunden auf, ein Königlicher Richter sprach Recht im Namen des Königs, ein Königlicher Landrat verwaltete den Kreis, ein Königlich-preußischer Leutnant drillte Rekruten. Gelegentlich wurde man auch einem Königlichen Kommerzienrat vorgestellt. Zu raten hatte er nichts, der Titel war bezahlt. Mußte man wirklich an den König selbst schreiben (so etwas hieß ein Immediatgesuch), so „nahte man sich ehrfurchtsvoll dem Thron" und titulierte den Adressaten: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König! Allergnädigster Kaiser, König und Herr!" Ich habe nur einmal in Akten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs ein solches Gesuch gesehen. Es betraf die Befreiung eines Doppelnationalen, eines geborenenSchweizers, vom preußischen Militärdienst. Aber die wenigsten Leute mußten so hoch hinauf ihre Bemühungen richten. Für die Mehrzahl der Bevölkerung genügte der Verkehr mit dem Schutzmann, der — gewöhnlich ein ausgedehnter Unteroffizier — im langen blauen Rock mit Pickelhaube und Säbel die Autorität verkörperte. „Abgeschnallt", d. h. ohne Helm und Säbel, traf man ihn in einem nach kalten Zigarrenstummeln riechenden ungemütlichen Lokal, Polizeirevier geheißen, wo er in doppelt und dreifacher Ausfertigung breit und barsch die An- und Abmeldeformulare „der zum Hausstand gehörigen Personen" entgegennahm. In voller Uniform erschien ein mit begütigenden Worten begrüßtes Exemplar der Gattung zuweilen um 7 Uhr abends im Geschäft

Fahrgasse 144, um durch seine bloße Anwesenheit den pünktlichen Ladenschluß zu erzwingen.

Bei Dienstantritt schworen die preußischen Beamten: „Seiner Königlichen Majestät von Preußen, ihrem allergnädigsten Herrn, untertänig, treu und gehorsam zu sein, alle ihnen vermöge ihres Amts obliegenden Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen, auch die Verfassung gewissenhaft zu beobachten." Der Nachsatz stammte aus der Revolutionszeit um 1848. Das Wörtchen „auch" gab die angemessene Distanz und bezeichnete die tatsächlichen Machtverhältnisse besser, als die schönsten Vorlesungen von Jellinek oder Anschütz. Der Hauptteil stammte wohl aus der Zeit, als die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und der „Alte Fritz" ihren Staat geschaffen hatten. Als ich so weit war, den Diensteid zu leisten, als Gerichtsreferendar im Dezember 1918, war der Allerdurchlauchtigste nach Holland geflohen, die Verfassung nicht existent und der Amtsgerichtspräsident in sichtlicher Verlegenheit, weil er mich auf ein ungewohntes Abstraktum vereidigen mußte. Ich glaube, es hieß "die Gesetze".

Von dem Gründer des Reichs wurde in der mir bewußt gebliebenen Kindheit wenig gesprochen. Nach alten Zeitschriften, die ich, wie früher erwähnt, gern studierte, muß dies in den neunziger Jahren anders gewesen sein. Seit seinem Tode jedenfalls war Bismarck keine Gestalt mehr, deren man mit Begeisterung gedachte, wenn ihm auch Denkmäler errichtet wurden, auf denen er gelegentlich — in Berlin z. B. — in Uniform und — Allegorie der deutschen Zwietracht? — von Ungeheuern umgeben, — wie ein Tierbändiger aussah; und wenn auch vielerorts die Bismarcktürme plump herumstanden als Sammelpunkt für vaterländische Kundgebungen oder als Ausflugsziel einer studentischen „Faßpartie". In der Schule hörte man über ihn reden wie über andere historische Persönlichkeiten, distanziert und nüchtern. Ich erinnere mich an mein Erstaunen, als während meines ersten Studiensemesters ein Heidelberger Professor öffentlich, d. h. in der Vorlesung über Römisches Recht, sich als leidenschaftlichen Be-

wunderer Bismarcks bekannte. Der erste Kanzler war im Volksbewußtsein verdrängt durch die Gestalt des Kaisers.

Der Kaiser regierte das Reich und das Reich war das Vaterland. In einem Lied — immer diese Lieder! — wurde die Gleichung jedem Schulkind eingeprägt. Für die Generation unserer Großeltern mußte die Reichsgründung ein ungeheueres Erlebnis gewesen sein. Der Professor Karl Lamprecht erzählte noch 1912 in einer von persönlichen Bekenntnissen durchsetzten Vorlesung von dem Augenblick, in dem er zum ersten Male eine Reichsflagge an einem Mast hochgehen sah. Er sprach mit bewegter Stimme. Vierzig Jahre war das Ereignis alt. Für uns um 1900 herum Geborene, war das Reich eine gegebene Tatsache, seine Gründung der Abschluß einer langen Geschichte, ein happy end. So stellte es wenigstens eine sehr populäre, mit Goldschnitt gebundene, Literatur dar. Der dreizehnjährige Bar Mizwah erhielt von Freunden des Hauses einen solchen Prachtband „Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland" gewöhnlich in mehreren Exemplaren. Ob auch bei christlichen Konfirmanden dies Geschenk unausbleiblich war, weiß ich nicht.

Der Kaiser symbolisierte das Reich — er symbolisierte das Vaterland. Gegner seiner Politik bezeichnete er unter Umständen als „Vaterlandslose Gesellen". Er zeigte sich fast immer in Uniform. Das Vaterland war ein Militärstaat. Die preußische Armee hatte es geschaffen, die Armee verbürgte seine Sicherheit. „Die schimmernde Wehr" nannte sie der Kaiser. Nationale Feiertage waren Kaisers Geburtstag und der Sedanstag. Nach Frankfurt kam der Kaiser selten. Es gab da alte Meinungsverschiedenheiten. Die Nachfahren der Frankfurter Bürger — „Bürger von Frankfurt" steht heute noch auf den alten Grabsteinen des Peterskirchhofs zu lesen — nach dem Namen wie ein Adelstitel — hatten 1896 sich geweigert, die Rechnung des (im Steinweg gelegenen) Hotels zum Schwan zu begleichen, in dessen Räumen der Hohe Herr den 25. Jahrestag des Frankfurter Friedens zu feiern gedachte. 30 Jahre erst war Frankfurt preußisch. Und in den Räumen des Hotels zum Schwan war 1871 der Friede mit der

Französischen Republik geschlossen worden. Aber Kaisers Geburtstag wurde auch hier mit einer Parade der Garnison auf dem Opernplatz gefeiert, zu der das Volk strömte. Die Gymnasiallehrer waren nicht die einzigen Beamten, die an diesem Tag die Uniform anzogen. Jeder Beamte trug sie bei offiziellen Anlässen. Ein Offiziersrang gehörte zur gesellschaftlichen Stellung. Wer ihn nicht erreichte, nicht wählbar war, — denn Reserveoffizier wurde man durch geheime Wahl der Standesgenossen — gehörte nicht zur Gesellschaft. Juden, aber auch eine gewisse Klasse von Kaufleuten (herablassend „Koofmich" geheißen), mittlere Beamte ohne Abitur, wie Volksschullehrer u. dgl. — galten in den meisten deutschen Staaten nicht als wählbar. Innerhalb der modernen gesellschaftlichen Schichtung gab es daher noch eine historische, die ihre Regeln von den Anschauungen der adligen Grundbesitzer herleitete, einen Rest der Ordnung des absoluten Staats, der nur von einer kleinen Gruppe von Parlamentariern aus dem Bürgertum bekämpft wurde, während sein größerer Teil, die Schwerindustrie insbesondere, eine Interessengemeinschaft mit dem Grundbesitz eingegangen war und dessen Anschauungen akzeptiert hatte. Einmal im Jahr, bei der Beratung des Heeresetats, stand ein Freisinniger Abgeordneter im Reichstag auf und führte Beschwerde über die Zurücksetzung der Juden; einmal im Jahr beschwerte sich ein Sozialdemokrat über Soldatenmißhandlungen. Dies las man in der Zeitung.

Von dem was das Vaterland sonst war, erfuhr man im Zusammenhang erst als Siebzehnjähriger. Über die Einführung in die Probleme der Gegenwart von 1911 kurz vor dem Abitur habe ich berichtet. Man trat also nicht unwissend ins Leben, man hatte von den europäischen Koalitionen, von den Kämpfen zwischen Unternehmertum und Arbeit, von dem Gegensatz zwischen Staat und Sozialdemokratie zumindest eine Ahnung. Schwerlich aber hatte man das Gefühl für das Besondere der Situation, daß eine überwiegend konservative, auf die Person des Monarchen vereidigte, Beamtenschaft nach den aus dem Naturrecht stammenden Begriffen des liberalen Staats verwalten

und Recht sprechen sollte. Immerhin hatten wir genug von den revolutionären Ereignissen des abgelaufenen Jahrhunderts gelernt und gelesen um zu wissen, daß dieser Zustand das Ergebnis eines historischen Kompromisses war zwischen Monarchie und Revolution. Aber tief ging diese Kenntnis nicht. Sie bestand aus Namen und Daten, die im Vertrauen auf Entwicklung und Fortschritt aneinandergereiht wurden. Und so lernte man weiter, daß das Vaterland ein Rechtsstaat sei (ohne sich darunter etwas rechtes vorzustellen) und daß es eine Art Zollverein war, der die nationale Wirtschaft durch Zölle gegen die Konkurrenz des Auslandes schützte.

Eines aber war überdeutlich. Das Vaterland war eine Weltmacht. Es besaß Kolonien und wollte mehr davon erwerben. Im Vergleich zu anderen Staaten hatte es etwas spät damit angefangen. Infolgedessen fühlte es sich benachteiligt und war bestrebt, das angeblich Versäumte schnell und gründlich nachzuholen. In der Schule erfuhr man wenig davon. Aber eine gängige Jugendliteratur sorgte dafür, daß man über die Aufteilung der Welt in Interessensphären des weißen Mannes ins Bild gesetzt wurde. Diese Literatur war zum Teil penetrant nationalistisch. Die Konkurrenten, d. h. die anderen europäischen Kolonialmächte, wurden ungünstig beurteilt. Sie hatten Deutschland unrecht getan; sie hatten seine Zerrissenheit ausgenutzt um selbst die Welt einzunehmen. Die schlechteste Note bekamen die Briten, das „Händlervolk". Die Kriegsliteratur von 1914 ff. konnte auf diesen Vorarbeiten aufbauen. Ergänzt wurden unsere Vorstellungen von Weltmacht durch die im Zoologischen Garten periodisch erscheinende Völkerschau, in der z. B. braunhäutige athletische Menschen aus dem deutschen Schutzgebiet Samoa im Teich schwammen, miteinander kämpften, andeutungsweise den Besiegten die Ohren abschnitten, Hütten bauten, Ferkel brieten und auch sonst unter dem fremden Himmel möglichst original samoanisch sich aufführten. Man sah also in der Heimat etwas von seinen überseeischen Schutzbefohlenen und streifte manchmal einen braunen Arm um zu sehen, ob er abfärbe.

Das Vaterland hatte die Eigentümlichkeit, innerhalb seiner Grenzen sich zu verwandeln. Da es jedem und niemandem gehörte, dem König wie dem Volk, das den König als Herrscher des Vaterlands begrüßte, stand es jedem frei, sich beliebiges darunter vorzustellen. Und so war das Vaterland eine von der Bildung genährte Idee. Das Wort selbst hatte eine lange Geschichte. Des Vaters Land hatte es ursprünglich bedeutet, der Boden war es, den der Vater bearbeitete. Vaterland war erst daraus geworden, als die ehemaligen mittelalterlichen Reichsfürsten über Land und Volk ihrer Länder unbeschränkte Gewalt erhielten. Seitdem war der König der Landesvater, waren die Untertanen die Landeskinder. Das Vaterland war des Königs Land. Im Jahre 1813 z. B. als man in Bayern die Juden emanzipierte, trug man sie in die Matrikel der Landeskinder ein. Um diese Zeit aber erhielt das Wort eine neue Bedeutung. An die Stelle ihres Königs hatte die französische Revolution „la Nation" gesetzt. Die „Enfants de la Patrie" (in Frankreich war das Vaterland weiblich) hatten Europa erobert. Eine deutsche Nation, unter 36 Landesväter aufgeteilt, suchte ein gemeinsames Vaterland. Das Wort bekam eine eigene Persönlichkeit. Die Dichtung nahm sich seiner an. „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen, wenn es verzweiflungsvoll zur Notwehr greift" hörten die Deutschen von der Bühne herunter rezitieren. Das Vaterland konnte also in Not geraten. Not wurde ein leidenschaftlich empfundener Zustand. Auf Not reimt sich Tod — Heldentod. Die idealistischen Philosophen schlossen das Vaterland in ihr System ein. Es bedeutete nunmehr eine neue Gemeinschaft, die an die Stelle der durch die Reformation aufgelösten Christenheit des Mittelalters trat. In dieser Gemeinschaft konnten Deutsche eines jeden Standes, gebildete und ungebildete, Deutsche jeder Konfession sich zusammenfinden. Das Vaterland wurde gleichbedeutend mit dem Nationalstaat aller Deutschen gleichviel welcher Staatsangehörigkeit. Die späteren Konsequenzen haben wir erlebt. Um 1900 waren es die Monarchien, die Habsburger insbesondere, die den überbordenden Nationalismus der Völker in Schranken hielten.

Als wir damals in der Schule mit dem Vaterland bekannt gemacht wurden, waren alle diese Vorstellungen und Bedeutungen untrennbar in eine geflossen. Das Vaterland war das Vaterland. Es gehörte einem, man gehörte ihm. In rührenden, Kindern unverständlichen Versen, die man auswendig zu lernen hatte, war die Verbindung hergestellt:

„Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich Dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe
Dank ich Dir mein Vaterland."

Unter der Nationalflagge war man miteinander und mit ihm zusammengeschlossen. Jenseits der Grenzen stand der Feind, der Verbündete, der Neutrale. Im Ganzen gesehen glich das Vaterland einem Fabeltier: es hatte ein gekröntes Haupt, einen sehr differenzierten Körper, an dem man die Wirtschaft mit den Muskeln, Börse und Presse gern mit dem Nervensystem verglich. Es war reichlich mit Panzerplatten, Hörnern und Klauen ausgestattet. Es hatte sogar eine Stimme: Die Nationalhymne. Es hatte auch Krankheiten, sogenannte innere Feinde, deren Bedeutung es mit der Energie eines Superhypochonders übertrieb. Es war ein reizbares, seiner Kraft bewußtes, zum Zuschlagen geneigtes Wesen.

Die dem heranwachsenden Kind schon vertrauten Mächte Elternhaus und Schule, waren dem Vaterland in verschiedener Weise untertänig. Im Elternhaus überwog — sagen wir es ruhig — die Angst. Sie war keine spezifische Angst vor Personen und Einrichtungen wie später nach 1933. Sie war die alte Angst vor der Obrigkeit. Jeder Schutzmann war von Amts wegen eine Respektsperson, wenn auch als Mensch zugänglich. Sie war auch keine ehrliche Angst, sondern mehr übergroße Vorsicht eine Gesinnung zu zeigen, die vielleicht von der höheren Orts beliebten abwich. Ich weiß nicht, ob und inwieweit sie aus der Erfahrung des jüdischen Lebens stammte. Es wirkte manches darin nach — Drohbriefe z. B., die der Vater zur Zeit des Sozialistengesetzes erhalten hatte, weil der Schreiber ihn mit einem sozialdemokratischen

Redakteur gleichen Namens verwechselte, beginnend mit der Anrede „Sie elender Saujudd". Auch die Welle der Majestätsbeleidigungsprozesse, die Wilhelms II. Herrschaftsakte nach sich gezogen hatte, und die erst nach 1900 durch eine Novelle zum Strafgesetzbuch zum Stehen kam, mag nachgewirkt haben. Ich erinnere mich, im Alter von 15 Jahren aus Frankreich Karikaturen des Kaisers nachhause gebracht zu haben, die seiner übergeschäftigen Vielseitigkeit in milder Ironie gewidmet waren. Ich war erstaunt, daß die Eltern keine Heiterkeit, sondern besorgte Mienen zeigten und gute Lehren an den Vorgang knüpften.

Die jüdische Schule hielt sich an den Lehrplan und an die alte jüdische Erfahrung, daß mit der Obrigkeit besser auszukommen sei als mit dem Mob. Die Achtung vor der Obrigkeit war ein Teil der jüdisch-rabbinischen Lehre. Die Geschichte von Mordechai, Haman und dem König der damals in Betracht kommenden Welt von Indien bis Äthiopien mochte sich tausendmal wiederholt haben. Kaum hatten wir sie kennengelernt, so erzählte uns der Lehrer die Geschichte von einem besonderen, nur in Frankfurt geltenden Purimfest. Die Schädel über dem Brückentor, deren letzten der junge Johann Wolfgang Goethe noch gesehen hatte, waren die des Vinzenz Fettmilch und seiner Genossen gewesen, die den Rat gestürzt, eine Handwerkerregierung eingesetzt und die Juden ausgetrieben hatten, wie sich das für einen richtigen Umsturz anscheinend gehörte. Man mochte dabei einer Erzählung der Großmutter gedenken, die als kleines Kind in ihrer saarländischen Heimat zitternd die Revolution von 1848 erlebt hatte, als das Volk in den Gassen des Dorfes die Freiheit feierte und die Juden angsterfüllt sich in ihren von innen verschlossenen Häusern hielten. In Frankfurt damals hatte der Römische Kaiser mit Waffengewalt den Rat wieder eingesetzt und die Juden in die Stadt und ihre Gasse zurückgeführt. Die Köpfe Fettmilchs und seiner Genossen waren auf dem Roßmarkt unter dem Richtschwert gefallen. Frankfurter Purim. Das war lange her — 1616 — und wir schrieben 1900. Wie alle anderen Volks- und Vorschüler Deutschlands lernten wir in der Real-

schule der Israelitischen Religionsgesellschaft das Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — „Das ganze Deutschland soll es sein!", hielten in der Singstunde die Wacht am Rhein und rezitierten öffentlich bei Schulfeiern die Mahnung:

„Vor allem eins mein Kind, sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge Deinen Mund entweihn!
Von Altersher im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein."

„Der Deutsche, bieder, fromm und stark" ... Es klang altertümlich, der Wirklichkeit nicht entsprechend, selbst für achtjährige Ohren, aber wir wollten nicht ausgeschlossen sein, wollten dazugehören.

Für das Gymnasium war das Vaterland gleichfalls ein Teil des Lehrplans. Aber — wie bereits geschildert — unsere Klasse zumindest merkte nicht viel davon. Von anderen Lehrern, mit denen wir nichts zu tun hatten, ging die Rede, daß sie schärfere patriotische Akzente setzten. Im ganzen hatte man für den offiziellen Sedan- und Hohenzollernbetrieb nicht viel übrig. An Kaisers Geburtstag lauerten wir darauf, wie der Festredner sich aus der Affaire ziehen werde, besonders, wenn wir wußten, daß er charaktervoll und unabhängig sei und kein „Byzantiner", wie man die Schmeichler des Kaisers in der liberalen Presse zu nennen pflegte. Wir lasen von der vaterländischen Dichtung aus der Zeit der Befreiungskriege das vorgeschriebene Minimum ohne Begeisterung. Von den immer noch politisch verdächtigen Achtundvierzigern, von Herwegh, Heine, Hoffmann erfuhren wir so gut wie nichts. Unterirdisch lebte diese Welt in einem unserer Mitschüler. Er war der geborene Rebell, aber, da es nichts zu rebellieren gab — es sei denn, man zanke sich mit dem Mathematiklehrer, dessen Namen er denn auch als Schimpfwort laut über den Schulhof rief — rebellierte er in einer geistigen Weise. Er hatte die Partei der beinahe vergessenen deutschen Revolutionäre ergriffen, kannte ihre Lieder auswendig und versicherte in geflüstertem Gespräch, sie seien heute noch verboten und er trage gefährliche Kenntnisse mit sich herum. Ein sympathischer Junge,

hoch interessiert an der neuen Literatur, begabter Historiker und mit einem finsteren Humor ausgestattet. Man wußte nie, ob er nicht mit seinen gefährlichen Kenntnissen einen nur zum besten haben wollte. Von ihm — wir mögen 16 Jahre alt gewesen sein — habe ich zum ersten Male den Namen Thomas Mann gehört. Er schwärmte für die „Buddenbrooks". Nie wieder gesehen. Gefallen in Ostpreußen 1914[46]).

Von Elternhaus und Schule erfuhr man also wenig, was über Tatsachen hinausgegangen wäre. Man mußte anderwärts sich nach Meinungen umsehen. Zwei Zeitungen kamen ins Haus, die „Frankfurter Zeitung" und ein unbedeutendes Lokalblatt, aber zum systematischen Zeitungslesen habe ich mich erst spät gebracht. Hier griff der früher erwähnte Vetter ein. Er gab mir Zeitschriften zu lesen: Friedrich Naumanns „Hilfe", den „Kunstwart", den „Simplizissimus". Eines Tages zeigte er mir völlig kommentarlos einen Kunstwartartikel, der heute noch eine gewisse historische Berühmtheit genießt. Er handelte von der „Verwaltung deutschen Kulturbesitzes durch Juden"[47]). Ich weiß, daß ich nach der Lektüre etwas betreten war. Irgendwelche Gedanken über den Gegenstand hatte ich mir nicht gemacht und fand, ohne Kenntnisse natürlich, die Darstellung übertrieben. Auf Veranlassung des Vetters besuchte ich auch als Primaner mit ihm die Vorlesungsreihen, welche die Frankfurter Goethegesellschaft, das „Freie Deutsche Hochstift" jeden Winter veranstaltete. Berühmte Professoren sprachen, berühmte Sachkenner. Ich erinnere mich an Rudolf Stammlers Vorträge über die modernen Staatstheorien, an Ernst Troeltschs Vorträge über die Weltanschauung der deutschen politischen Parteien, die einem Schüler ungeahnte Perspektiven eröffneten. Auch ein bekannter Nationalist sprach einmal, der Berliner Literaturprofessor Roethe. In der Gesellschaft der Referendare und jungen Anwälte, die mich, den Primaner bzw. Studenten mitlaufen ließen und die alle schon „gedient" hatten, hörte ich Meinungen zur Tagespolitik. Alle paar Jahre drohte ein Krieg auszubrechen wegen des Balkans oder wegen Marokko. Zwischendurch gab es Skandal um den

Kaiser und seine politischen Temperamentsausbrüche. Für mich waren das Ereignisse ohne Zusammenhang. Meine älteren Freunde aber zeigten sich ernstlich beunruhigt und aus ihren Diskussionen erfuhr ich einiges über die politische Wirklichkeit. „Sie werden es noch dahin bringen, daß Krieg ausbricht", hörte ich den Vetter sagen. „Sie ..." wer war das? Das Vaterland hatte soviele Gesichter.

Eins seiner Gesichter war erschreckend. Unter den Wochenschriften, die ins Haus kamen, war ein schmales braunes Heft „Im deutschen Reich. Zeitschrift des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" stand auf dem Deckblatt[48]). Anders als die Zeitungen las ich dies Heft als Schüler bereits gründlich mit der gleichen Spannung und Heimlichkeit, wie eines der Zehnpfennighefte, die ich manchmal kaufte und vor meiner Mutter nicht sehen ließ, weil sie die populären Ansichten der Eltern und Erzieher über den angeblich schädlichen Einfluß der Schundliteratur teilte. Der Inhalt der Hefte — beileibe nicht die Hefte selbst — war teilweise allerdings der Schundliteratur verwandt, denn fast jedes enthielt ausführliche Zitate aus der antisemitischen Presse, in denen Juden einzeln und allgemein Betrug, Meineid, Ritualmord, Sexualverbrechen vorgeworfen, ihre Ausgliederung aus der Nation, Stellung unter Fremdenrecht und ihre geschäftliche Boykottierung verlangt wurde. Meist enthielt ein solches Heft auch Berichte des Vereins über die Maßnahmen seiner Rechtschutzstelle, ihre mühseligen Versuche bei meist widerwilligen Verwaltungsbehörden und Gerichten im Einzelfall Remedur zu schaffen, unschuldig Angegriffene zu rehabilitieren, zu Unrecht abgewiesenen Bittstellern zu ihrem Recht zu verhelfen. Auf den letzten Seiten stand ein Verzeichnis der Hotels usw., die Juden als Gäste ablehnten. Gelegentlich kamen auch Flugblätter ins Haus, um die Weihnachtszeit besonders, mit der Überschrift „Kauft nicht bei Juden!" und einem widerlichen Text. Mit 13 Jahren ungefähr wußte ich also, was Antisemitismus bedeutet und fraglich konnte nur sein, ob er wirklich sich gegen die Religion richte oder von Mensch zu Mensch, unabhän-

gig von religiösen Gewohnheiten, bestand. Es gab darüber gelegentlich Diskussionen mit christlichen Mitschülern und ich weiß, wie betroffen ich war, als der Sohn eines nach Frankfurt versetzten norddeutschen Majors nüchtern und wie selbstverständlich eines Tages erklärte, die jüdische Religion möge völlig in Ordnung sein — der Gegensatz beruhe auf der Rasse. Dieser Mitschüler, dem so früh aus dem Werk von H. St. Chamberlain oder sonstwie die spätere nazistische Heilswahrheit aufgegangen war, machte von ihr keinen irgendwie auffallenden Gebrauch, benahm sich anständig und war auch, als ich ihn nach vielen Jahren als Regierungsrat am Finanzamt Frankfurt wiedersah, kein Parteimitglied, während mancher nähere Freund, der an den Rassenschwindel nicht glaubte, längst das Hakenkreuz angesteckt hatte.

Als Jude war man geboren und als Deutscher wurde man erzogen. Heute — nach der von Deutschland aus betriebenen größten Judenverfolgung aller Zeiten — fragt man sich, war es ein Gegensatz oder war es keiner? Lassen wir die Antwort offen. Damals jedenfalls, unter dem Kaiser, glaubte die überwiegende Mehrheit der deutschen Juden nicht an einen Gegensatz. Es galt, wie man sich das vorstellte, die Reste des Mittelalters abzuwerfen. Die Liebe zur Heimat war völlig echt, die Idee der Nation religiös neutral. Warum sollte man sich nicht zu ihr bekennen? Es gab aufrichtige Patrioten unter den Juden, bekannte wie z. B. den Reichtagsabgeordneten Ludwig Frank, und unbekannte. Der entschiedenste Patriot unseres Kreises, Sohn eines Lehrers am Philanthropin, Martin Cohn, Kaufmann von Beruf, fiel wie Frank als Kriegsfreiwilliger schon 1914. Ob Gegensatz oder nicht — man wurde so oft daran erinnert, daß man Jude sei, daß sich das Erlebnis als einheitliches tief eingrub. Der früher erwähnte Gassenbub hatte zu seinem nackten Vergnügen „Judd" gerufen. Der Ruf hat sich verloren. Aber warum z. B. in einem Schwarzwaldkurort norddeutsche Kinder, mit denen man heute gespielt und einen Ausflug unternommen hatte, am nächsten Morgen davon nichts mehr zu wissen schienen und nach kurzem Gruß in die

Luft guckten, blieb als Frage offen (auf die naheliegende Antwort, daß die norddeutschen Eltern vielleicht den Verkehr unterbunden hatten, kamen wir natürlich nicht). Wir fühlten uns als Zwölfjährige nicht verschieden, spielten die gleichen Spiele, hatten die gleichen Kenntnisse, die gleichen Interessen, die gleichen Überzeugungen und noch ein Plus, wie es uns schien, den Besitz einer Geheimsprache, des Hebräischen und das Bewußtsein einer uralten auf Gott unmittelbar bezogenen Geschichte. Wann wurde aus dem Plus ein Minus? Ich weiß es nicht. Es muß geschehen sein zwischen den Altersstufen 13 und 17, lange nachdem das falsche Frankfurter Weltbild, von dem ich früher sprach, zusammengebrochen war, die Vorstellung, daß die Umwelt mit Ausnahme einiger Nebenfiguren aus Juden bestehe; nach der gründlichen Verekelung des Hebräischen durch die Schule; nach der Erkenntnis, daß gewisse Mitschüler im Gymnasium so unabänderlich Antisemiten waren, wie andere Jungen blond oder schwarz. An die Stelle des Bewußtseins der auf Gott bezogenen uralten Geschichte trat langsam das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Gruppe minderen Rechts. Das Thema der Zurücksetzung drängte sich auf, wo Juden zusammen waren, auch in der Familie, und es drang zu den Halberwachsenen. Wurde es diskutiert, so konnte man merken, daß die Gesprächspartner oft auf verschiedener Ebene und damit aneinander vorbei sprachen. „Ich bin stolz darauf Jude zu sein", hörte ich einen Onkel sagen. Der Satz war eigentlich ein Zitat aus der kurz vorher von uns allen gehörten Rede eines Rabbiners. „Darauf, als Staatsbürger zweiter Klasse zu gelten?" fragte mein Vetter Weil.

Als Sohn des deutschen Vaterlands wurde man erzogen, auch wenn das Vaterland sich stiefväterlich benahm. Man hatte kein anderes, und die Welt, die für Europäer gültige zumindest, war in Vaterländer aufgeteilt. Die Nation war das Schicksal. Das ganze Bemühen der deutschen Juden seit ihrer Emanzipation war dahin gegangen, im deutschen Vaterland aufzugehen. Sie hatten in ihrer Mehrzahl die philosophischen, wirtschaftlichen und militärischen Grundlagen des deutschen Nationalismus ak-

zeptiert. Sie hatten ihre religiöse Praxis durch eine Wissenschaft vom Judentum und die Ansätze einer Theologie nach protestantischem Vorbild ergänzt. Sie hatten in ihrer überwiegenden Mehrheit sich vom jüdischen Religionsgesetz losgesagt. Daß etwas an der Eingliederung nicht stimmte, drückte sich gesellschaftlich in dem fast ausschließlichen Verkehr untereinander aus, politisch in der fast ausschließlichen Zugehörigkeit zu „linken" Oppositionsparteien, obgleich wirtschaftliche Interessen, die sogenannte „Klassenlage", sie nach „rechts" geführt haben würden. Eine Zeitlang hatte das liberale Bürgertum, oder einflußreiche Teile von ihm, ihre Sache zu der seinen gemacht. Das war um 1900 im wesentlichen vorüber. Als Überrest existierte noch ein wenig beachteter und machtloser Verein zur Abwehr des Antisemitismus[48]). Der politische Zionismus, dieser von deutscher Philosophie unwissentlich mitgeschaffene Ausweg in die Postulierung eines eigenen jüdischen Vaterlands, steckte noch in seinen Anfängen. Der einzige Trost, der dem deutschen Juden in seinem gesellschaftlichen Diesseits von seinen Führern unermüdlich gespendet wurde, war der zeitgebundene Glaube an den Fortschritt, der sich mit den philosophischen und biologischen Entwicklungslehren des abgelaufenen Jahrhunderts verbunden hatte. Im Mittelalter und unter dem absoluten Fürstentum war es schlimmer gewesen. Die Entwicklung zeigte „nach oben", nach höheren Ordnungen in der Tier- und Pflanzenwelt, nach einem höheren Grad von Freiheit, nach Synthese. Das 19. Jahrhundert — und es reichte ja bis 1914 und für manche bis in die zwanziger Jahre hinein — war überwiegend optimistisch gestimmt. Die ständige Aufforderung, die von Juden an Juden erging, war die „zur tatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung, sowie zur unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung". So stand es im Kopf der Zeitschrift „Im deutschen Reich" zu lesen.

Das Vaterland bot seinen Stiefsöhnen auch nur beschränkte Chance. Wir merkten das bei der Berufswahl. Mit 17 Jahren stand man vor der Frage, was man werden wolle. Es war eine

mit Tanzstunde und den ersten gesellschaftlichen Beziehungen zum anderen Geschlecht belastete Zeit und auch sonst wäre es schwer gewesen, sich auf das Problem zu konzentrieren. 17 Jahre sind ein Alter, in dem man wenig Tatsachen kennt und noch weniger anerkennt. Soviel ich bei meinen Kameraden beobachten konnte, christlichen und jüdischen, folgten sie bei der Berufswahl meist den Anforderungen ihrer Familie. Die Söhne bekannter Bank- und Handelshäuser wurden wieder Kaufleute oder Bankiers, der Sohn des Beamten wurde wieder Beamter. An mich stellte die Familie keine Forderungen. Der Weg in die väterliche Firma, wenn es mich gereizt hätte ihn zu gehen, war mir durch zwei ältere Vettern und das unerfreuliche Verhältnis zwischen den Firmeninhabern verbaut. Meine Mutter tat alles, um mich von dort abzulenken. Ich konnte also scheinbar meinen Neigungen folgen, zumal von den Kosten dank der Lebensarbeit des Vaters nicht gesprochen werden mußte. Soviel wußte ich jedoch über meinen Platz im Vaterland, daß dem Juden engere Grenzen gezogen waren als dem Bürgerlichen schlechthin. Der erste Schritt, der zur Universität, stand jedem frei. Die Schwierigkeiten kamen später. Bei meiner Neigung zu Geschichte, Literatur, Sprachen und Reisen (mit 14 Jahren hatte man mich einmal auf einen Monat zu den Verwandten drüben in Frankreich gesteckt und seitdem sprach ich ein leidliches Französisch) hatte ich in meinen geheimen Gedanken Interesse für den Auswärtigen Dienst, d. h., den gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechend, für den Konsulardienst. Solche Tagträume brauchte man gar nicht erst zu äußern. Die Journalistik war zweite Wahl. Dazu fehlte es mir an Selbstvertrauen. Blieb die akademische Laufbahn des Historikers, wo man hoffen konnte bei anständiger Leistung vielleicht eine außerordentliche Professur zu erreichen. Da es aber unpraktisch gewesen wäre alles auf die Karte der reinen Wissenschaft zu setzen, hatte man sich auf den Lehrberuf vorzubereiten. Der Lehrberuf, das hieß Oberlehrer an einer jüdischen Schule werden, am Philanthropin z. B. Das aber imponierte meinem Vater in keiner Weise. Ein Lehrer, habe er

auch den Professortitel, verdiente nicht viel und galt ihm nicht viel. In dem bißchen Öffentlichkeit, an dem der Vater teilnahm, spielten die Justizräte eine große Rolle, die jüdischen Justizräte wohlverstanden. Man traf diese Herren im Vorstand der Bnei Brith Loge[49]), im Centralverein[50]), in der jüdischen Gemeinde, man las über sie in den Berichten aus der Stadtverordnetenversammlung[51]). Sie sprachen mit großer Sicherheit und schienen mehr zu wissen als der einfache Bürger. Der Vater, der Fabrikanten, Spediteure, jeden en-gros-Kunden mit dem Blick des Geschäftsmannes betrachtete, hatte eine unkritische Bewunderung für jede Art von öffentlicher Beredsamkeit.

Jurist also — die Familie wies deutlich darauf hin, wenn sie es auch nicht verlangte. Das bedeutete den freien Beruf, die Anwaltschaft, denn die Beamtenlaufbahn kam im damaligen Preußen für ungetaufte Juden nicht in Betracht. Wer Richter werden wollte, riskierte als Assessor alt und grau zu werden. Ausnahmen bestätigten die Regel, wie in Frankfurt z. B. ein ehemaliger Schulkamerad des Kaisers vom Gymnasium in Kassel her, der es ungetauft bis zum Oberlandesgerichtsrat brachte[52]). Der Verwaltungsdienst, zu dem ich während des Studiums Lust bekam, als ich bei dem freikonservativen Landtagsabgeordneten Prof. Bredt in Marburg Verwaltungsrecht hörte, nahm Juden gar nicht zur Vorbereitung an. Der Anwalt war neben dem Rabbiner der Repräsentant der jüdischen Interessen, der klassische Vertreter bürgerlicher Freiheit gegenüber der Staatsgewalt. Außer diesen beiden gab es noch den Arzt als jüdischen intellektuellen Beruf. Die Festlegung auf jus oder Medizin war Juden so geläufig, daß ein jüdischer Student, den man irrtümlich — den Mediziner für einen Juristen oder den Juristen für einen Mediziner — hielt, mit standardisierter Ironie zu antworten pflegte: Nein, ich bin von der andren Fakultät. Wen die Neigung über diese Grenzen hinaus in die philosophische Fakultät trieb, wurde Rabbiner oder Privatgelehrter, Journalist oder Lehrer, woher es kommen mochte, daß z. B. das Philantropin mit wissenschaftlich hochqualifizierten Lehrern immer gut ausgestattet war.

Für das juristische Studium sprach noch ein anderer Umstand. Bis tief in die zwanziger Jahre hinein — für später kann ich die Tatsachen nicht nachprüfen — war populäre Ansicht, Jurist könne jeder werden, man brauche dazu weder Neigung noch Befähigung. Das Studium sei außerdem so eingerichtet, daß man ohne Vorlesungsbesuch alles fürs Examen wesentliche beim Repitor in zwei Semestern lernen könne. Es lasse jedenfalls genügend Zeit für ernstere Interessen. So wurden mehrere von meinen jüdischen Mitschülern Studiosi juris, die es nach ganz anderer Richtung zog. Mit verschiedenen Ergebnissen, wie es sich zeigte: ein musikalisch hochbegabter Schüler der Parallelklasse blieb nicht lange beim Fach — er begrüßte mich zwei Jahrzehnte später mit ironischem Lächeln auf der Straße — Anwalt?! — er war inzwischen ein bekannter Dirigent geworden[53]). Einen anderen Mitschüler, den Primus der Parallelklasse, zog es zur Kunstgeschichte. Er wurde Jurist, aber ein ungewöhnlich befähigter, und brachte es noch in jungen Jahren zum Oberlandesgerichtsrat[54]). Ich schwankte zwar einige Semester zwischen historischen und juristischen Studien, wobei auch hier die rechtsgeschichtlichen überwogen, bis ich die innere Notwendigkeit nach einer Konzentration in den Bahnen der juristischen Studienordnung empfand. Ich habe später diesen Entschluß nie bedauert.

Am Ende des vorigen Kapitels habe ich beschrieben, wie gering das Interesse meines nächsten Freundeskreises an Politik gewesen. Das war so als wir die Schule verließen, das blieb so bis 1914. Die Außenpolitik bemerkten wir nur sobald sie sich dramatisierte, wenn ein deutsches Kanonenboot plötzlich vor der marokkanischen Küste gemeldet wurde, die Italiener Tripolis angriffen oder die serbischen und bulgarischen Studenten in den Krieg zogen. Von Innenpolitik wußten wir wenig. Aus reiner Neugierde meldete ich mich 1912 in Leipzig als Wahlhelfer bei einer bürgerlichen Partei, ich glaube es war die nationalliberale, um etwas vom Betrieb zu sehen. Der Betrieb war erstaunlich langweilig. Der bürgerliche Kandidat, ein örtlicher Justizrat — christlichen Glaubens wohl verstanden — kam gegen den

Sozialdemokraten durch, während sonst im Reich die Sozialdemokratie einen Wahlsieg bis dahin nie gesehenen Ausmaßes errang. Spät am Abend sah ich einen mit diesem Ausgang unzufriedenen Wähler, in dem die sozialdemokratische Propaganda gegen die Getreidezölle oder der Alkohol nachwirkten, vor den „Leipziger Neuesten Nachrichten" auf seine Weise demonstrieren: „Pfui Deibel, der Brotwucher", schrie er. Wir waren mit uns selbst und unseren ganz persönlichen achtzehn- bis zwanzigjährigen Problemen beschäftigt, von denen wir annahmen, daß sie auch die Probleme der Zeit seien, und waren sehr wählerisch, sehr exklusiv, sehr anspruchsvoll, während um uns herum die Altersgenossen nach den Sitten der farbentragenden Verbindungen oder nach der Weise des „Wandervogels" oder der aufkommenden „Freideutschen Jugend" lebten. Dies gehört in ein anderes Kapitel. Vom Militärdienst waren wir bis zur Beendigung des Studiums zurückgestellt.

Drei Jahre später griff das Vaterland nach uns. Man schrieb August 1914. Der Krieg, der Weltkrieg, der erste Weltkrieg war ausgebrochen. Der Ausbruch wurde mit ungeheurem Volksjubel und — von rückwärts betrachtet — maßvollen Ausschreitungen gegen Anders-nationale begrüßt. Viel später habe ich Berichte von Auslandsdeutschen über ihre Erlebnisse in jenen Tagen gehört und gelesen. In den Feindländern überwogen die Ausschreitungen bei weitem den Jubel. Er war ein deutscher Gegenstand, an dem viel herumgerätselt worden ist. Thomas Mann — Serenus Zeitblom — hat sich ex post mit ihm auseinandergesetzt (in Dr. Faustus) und eigene Irrtümer widerrufen. Mein Freund Siegfried Kracauer, damals noch Dr. ing. und Architekt, schrieb seinen 1915 in den Preußischen Jahrbüchern gedruckten skeptischen Erstling über das Phänomen. („Vom Erleben des Kriegs")[55]).

Wir wissen heute, daß am 1. August 1914 die Entmachtung der europäischen Staaten, der Besiegten wie der Sieger, begann. Aber damals lebte man wie gesagt noch im 19. Jahrhundert. Die Welt gruppierte sich um Europa. Schwarze, braune und

gelbe Menschen fochten in den Armeen ihrer weißen Herren. Verschiebungen im „Europäischen Konzert" — daraus bestand die Weltgeschichte der neueren Zeit. Wenige hatten eine Ahnung von der Furchtbarkeit der mit dem Ausmarsch der Millionen freigesetzten Kräfte. Der Krieg begann scheinbar nach alten Mustern, in langer Friedenszeit erlernten Mustern: Mit Siegen über den Erbfeind, mit Glockenläuten, Dankgebeten und Fahnen. Gleichgültig was vorhergegangen sein mochte: Das Vaterland war wieder einmal in Not, die Deutschen ein Volk von Brüdern. Der Kaiser „kannte keine Parteien mehr" und (Karl Bröger) „der ärmste Sohn des Vaterlands war sein getreuster", d. h. die Sozialdemokraten bewilligten die Kriegskredite.

Die Juden benahmen sich nicht anders als ihre christlichen Mitbürger. Auch die meisten von ihnen waren hingerissen. Nicht so mein engster Kreis. Ich erinnere mich, wie Freund Otto an einem der ersten Augusttage bei mir saß, frisch von Berlin zurück, wo er, von Professor Roethe in den gewissen Sieg entlassen, Semesterschluß und Anbruch der großen Zeit in einem erlebt hatte. Er war voller Empörung über die patriotischen, meist gegen fremdsprachige Ladenschilder sich richtenden Straßentumulte. Er hatte gerade seinen Musiklehrer getroffen, einen über Frankfurt am Main hinaus bekannten Komponisten, Juden; „Welch ein Glück das erleben zu dürfen", hatte der gesagt[56]). Die jüdischen jungen Leute strömten freiwillig in die Kasernen, genau wie ihre christlichen Altersgenossen, auch sie getrieben von einem alten, wenn auch nur für Juden geltenden, Gedankenmuster: Blutopfer verbürgen Gleichberechtigung. Der alte Gabriel Rießer, das Urbild der jüdischen Justizräte, hatte 1848 in der Paulskirche es ausgesprochen[57]). Seit 100 Jahren, seit den Befreiungskriegen, waren Juden ins Feld gezogen, um sich als Deutsche zu bewähren. So gingen sie wieder, überzeugt ein siegreiches Vaterland werde sie nicht mehr hinter seine anderen Söhne zurücksetzen. Auch die Zionisten stimmten mit ein: „In dieser Stunde gilt es für uns aufs neue zu zeigen, daß wir stammesstolze Juden zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören.

Der Adel unserer vieltausendjährigen Geschichte verpflichtet. Wir erwarten, daß unsere Jugend freudigen Herzens freiwillig zu den Fahnen eilt", so lautete ein Aufruf der Z. V. f. D., der Zionistischen Vereinigung für Deutschland[58]).

Meine älteren Freunde gingen schon in den ersten Tagen. Den Vetter Weil begleitete ich zum Gestellungslokal. Er war seit dem 1. August in trüber Stimmung gewesen, hatte große Gefahren, insbesondere große Vermögensverluste durch den Krieg vorhergesagt und den patriotischen Aufruhr ignoriert. Anfang 1915, als die Kriegsmaschine in Blut und Dreck festgefahren war, meldete er sich zur Infanterie. „Der Staat, von dem wir Rechte verlangen, muß sich auf uns verlassen können", schrieb er nachhause. Drei Jahre später war er tot.

Das Vaterland ging aus den schlimmen Jahren von 1914—18 sehr verändert hervor. Es war keine Monarchie mehr und keine Weltmacht. Es sollte kein Militärstaat mehr sein, wohl aber ein vollendeter Rechtsstaat. Seine Verfassung war die freiheitlichste der Welt. Leider wurde sie mehr und mehr außer Kraft gesetzt. Ein Zollverein blieb es, aber die Nachbarn waren auch wirtschaftliche Nationalisten. Als Idee wurde es bald wenig aus der Bildung und weit mehr aus ganz anderen Quellen genährt. Eines Tages war es nicht mehr das Vaterland.

ANMERKUNGEN

Sie sind durchnumeriert ohne Trennung nach Kapiteln.

Hebräische Worte sind in Umschrift gewöhnlich doppelt wiedergegeben, zuerst nach der in Deutschland üblichen aschkenasischen Aussprache (z. B. kóscher) und an zweiter Stelle in der in Israel üblichen und der Wissenschaft geläufigen sefardischen Aussprache (kaschèr). Die Akzente sind nur zur Verdeutlichung der Aussprache gesetzt. Sie gehören nicht zum Wort.

1) Von der Julius und Amalie Flersheim'schen Stiftung, damals geleitet von Isidor Kracauer, dem Geschichtsschreiber der Frankfurter Juden, Dr. phil. und Professor, Lehrer am Philantropin, geboren in Breslau 1852, gestorben 1923 in Frankfurt am Main, und seiner hochgebildeten gütigen Frau Hedwig, geb. Oppenheimer, Frankfurt am Main, Herausgeberin der beiden (posthum erschienenen) Bände der „Geschichte der Juden in Frankfurt am Main 1150—1824" (J. Kauffmann Verlag, Frankfurt a. M. 1925/27). Hedwig K., 1942 mit ihrer Schwester deportiert, endete vermutlich in der Gaskammer eines NS-Vernichtungslagers.

2) Einzelheiten über die Anstalt in Bruno Müller: Stiftungen für Frankfurt am Main, S. 139 (Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt a. M. 1958). Eugen Spier: The protecting Power (Skeffington & Son, London 1951).

3) Spier: Deutsches Wort bedeutend Spitze oder Stange (siehe Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, S. Hirzel Verlag, Stuttgart), kein ausschließlich jüdischer Familienname, aber als solcher vor 1933 in Oberhessen und am Niederrhein verbreitet. Die Familie des Verfassers ist bekannt bis zum Urgroßvater Samuel Spier, der in Schrecksbach (Oberhessen) lebte. Abkömmlinge von ihm leben heute in England, Frankreich, Israel, Südafrika, USA.

4) Kaufmann: Als Eigenname von Raphael, Sohn des Seligmann zu Hilbringen (Saar) um 1800 herum angenommen. Einer seiner Enkel, Kain (Chajim) Kaufmann, im Volksmund „der Chajam von Merzig" genannt (1831—1899) war nacheinander mit zwei Töchtern des Zadoq Nicolaus Lazard von Saarwellingen verheiratet. Die Schreibweise Lazar erscheint erstmals im Protokoll des Bürgermeisters von Hilbringen Johann Joseph Goetten vom 3. April 1865, die Eheschließung Kain Kaufmann — Johanna Lazar betreffend. Die Gründer des Bankhauses Lazard Frères & Co., Paris und New York, sollen nach sonst unbestätigter Familienlegende aus der Familie stammen, Otto Lazar, Saarbrücken, seit 1933 Paris, Gründer einer der bedeutendsten französischen Metallhandlungen, stammt aus ihr. Merzig (unter Erwähnung der Familie Kaufmann) ist beschrieben in den Lebenserinnerungen des dort um 1900 geborenen Schriftstellers Gustav Regler: Das Ohr des Malchus (Kiepenheuer und Witsch, Köln 1958).

5) Nach der Vertreibung der Juden aus den meisten Reichsstädten im 14. und 15. Jahrhundert lebte ihre Mehrzahl auf dem Lande. Städtische Niederlassungen entstanden neu in den fürstlichen Residenzen nach dem 30jährigen Kriege. Das gesellschaftlich höher stehende Gegenstück zum

„Landjuden" war der „Hofjude". Hierüber ausführlich: Heinrich Schnee „Die Hoffinanz und der Moderne Staat", 4 Bände (Duncker & Humblot, Berlin 1953 ff.).

6) Nachbiblische Erzählungen und Erläuterungen zum Alten Testament.

7) Der Jüdische Turnverein (I. T. V.) wurde 1913 gegründet. Vorstand: Dr. Siegfried Seligmann, Karl Rosenheimer, Fritz Freund. Bericht hierüber in der „Jüdischen Monatsschrift für Turnen und Sport, Organ der Jüdisch-Nationalen Jugendbewegungen" Juli 1914. Weitere Berichte, gezeichnet Dr. S. Levi, ab 1921 in den „Mitteilungen der Jüdisch-Nationalen Jugendorganisation Frankfurt am Main". Das Material befindet sich im Zionistischen Archiv Jerusalem. Dr. Levi starb in Jerusalem 1951.

8) Dies Mauerstück blieb erhalten, weil an seiner Außenseite im Jahre 1460 die Judengasse erbaut wurde. Bis zu diesem Jahre hatten die Frankfurter Juden wie in allen mittelalterlichen Städten ihre Wohnungen in der Nähe des Marktes gehabt, in Frankfurt südlich vom Dom. Ihre Synagoge stand damals etwa an der Stelle des späteren Leinwandhauses. Im Jahre 1462 erwirkte der Rat der Stadt Frankfurt vom Papst eine Bestätigung, daß Juden in der Nähe des Domes nicht geduldet werden dürften. Daraufhin wurde die Judengasse erbaut, in der ein Dutzend Familien in einstöckigen Häusern auf ländlichen Grundstücken lebten. In den folgenden dreihundert Jahren verwandelte sich diese Siedlung in den übervölkerten, von Mauern umschlossenen Slum, den Goethe beschrieben hat. Der freie Boden wurde eng überbaut, die Häuser wurden bis zu drei Stockwerken erhöht. Ihre der Stadt jeweils zugewandte Seite durfte keine Fenster haben. Die alte Mauer blieb stehen, als die Judengasse durch Artilleriefeuer der Franzosen 1796 zerstört wurde. Sie diente später den Häusern auf der Südseite der Börnestraße als Brandmauer.

9) Der Bund tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt am Main, e. V. wurde am 12. 4. 1922 von Dr. Fried Lübbecke gegründet. Nach einer von Dr. Lübbecke gegebenen Auskunft waren etwa die Hälfte der Mitglieder Juden. Dem Verwaltungsausschuß (29 Köpfe) gehörten an: Prof. Dr. med. Georg Dreyfuss, Redakteur Dr. Siegfried Kracauer, der spätere Oberbürgermeister, damals Stadtrat, Dr. Ludwig Landmann, Amtsgerichtsrat Dr. Ernst Levy, Stadtverordneter dipl. ing. Rudolf Lion, Rabbiner Dr. Georg Salzberger. Der Bund hat seine jüdischen Mitglieder auch nach 1933 nie ausgeschlossen. Manche von ihnen, die rechtzeitig emigrieren konnten, blieben dem Bund auch im Ausland treu oder haben sich nach dem Krieg dem Bund wieder angeschlossen.

10) Unterwiesen wurden wir von Prof. Dr. Julius Hülsen (1873—1931) Kunsthistoriker und Musiker, als Bibliothekar und Kunstdezernent Nachfolger Dr. Lübbeckes an der Zeichenakademie in Hanau, Dozent und außerordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt (wo er als Jude im Kaiserreich eine ordentliche Professur nicht erlangen konnte), einer der besten Kenner des alten Frankfurt, mit besonderem Interesse für die Erforschung des alten jüdischen Friedhofes am heutigen Dominikanerplatz.

11) Moritz Julius Bonn: „So macht man Geschichte. Bilanz eines Lebens", (List) München 1953. Prof. Bonn wurde 1873 in der Hanauer Landstraße geboren als Sohn einer alten Frankfurter jüdischen Familie, hatte besonderes Interesse für die Kolonialwirtschaft der kaiserlichen Zeit (Reisen in Deutschsüdwest-Afrika vor 1914), war nach dem ersten Weltkrieg mehrfach als Sachverständiger der Reichsregierung bei internationalen Konferenzen tätig, 1933 Rektor der Handelshochschule Berlin, und emigrierte nach USA.

12) Die Eibe steht noch heute im Palmengarten zwischen den Tennisplätzen und der Miquelstraße.

13) Ein in Frankfurt sehr bekanntes Beispiel: Selbst der Kaiser hatte die Wahl des jungen Albert von Goldschmidt-Rothschild zum Offizier nicht durchsetzen können. Hierüber schreibt Wilhelms II. dritter Reichskanzler Bernhard von Bülow in seinen Denkwürdigkeiten (Verlag Ullstein, Berlin 1930), I. Band Seite 404: „Ich beklagte die sogenannten „Adels-Regimenter", d. h. die Tendenz mancher Regimenter, nur Adlige einzustellen und zu Offizieren zu wählen ... Auch war ich nicht damit einverstanden, daß, wenigstens in der preußischen Armee, in Bayern stand es darin besser, kein Israelit zum Offizier gewählt wurde. Ich hatte darüber noch kurz vor meinem Rücktritt eine Auseinandersetzung mit meinem langjährigen Freund, dem Chef des Miltärkabinetts, Grafen Dietrich Hülsen. Es handelte sich um einen jungen, wohlerzogenen, zum Offizier wie zum Diplomaten durchaus geeigneten Herrn von Goldschmidt-Rothschild. Sein Vater hatte für philanthropische Bestrebungen stets eine offene Hand. Seine Großmutter, die Baronin Willy Rothschild, war eine sehr distinguierte Dame, die mit meinen Eltern wie mit meiner Schwiegermutter nahe befreundet gewesen war. Wilhelm II. verehrte sie sehr. Der junge Mann war sicher, in Paris und erst recht in London in allen Salons und Klubs gut aufgenommen zu werden. Er wußte, daß in Wien der Zutritt zu Hofe seiner Familie durch besondere kaiserliche Verfügung gesichert war. In Deutschland aufgewachsen, wollte er aber bei uns in die Armee eintreten, was durchzusetzen mir trotz aller Mühe nicht gelang. Ich attachierte ihn später der Botschaft in London, wo er sich rasch eine gute Position machte. ... Es handelte sich hier, wie bei der teilweisen Ausschließung der Bürgerlichen und allgemeinen Ausschließung der Israeliten, um einen Schlendrian, dem gerade deshalb schwer beizukommen war, weil er mehr auf eingewurzeltes Vorurteil als auf bösen Willen einzelner Persönlichkeiten zurückzuführen war."

14) Fleisch und Milchspeisen werden im jüdischen Haushalt getrennt gehalten. Fleisch darf nur genossen werden von den im Pentateuch erlaubten Tieren (s. 5. Buch Mose Kap. 14), die nach alter Überlieferung durch Halsschnitt (Schechitá, Schächten), auf schmerzlose Weise geschlachtet werden. Nur solches Fleisch ist kóscher (der Vorschrift entsprechend). Das Gegenteil ist trefâ, ungeeignet (wörtlich: zerrissen). Das System des rituellen Haushalts heißt Kaschrùt, Substantiv von kóscher. Chómez und Mázze (chaméz und mazzá) bedeuten eine nur für das Pessach-(Oster-)Fest gültige Anwendung der Kaschrùt. Am Pessachfest (Ostern) darf nur Ungesäuertes

(Mazza = ungesäuertes Brot) genossen werden. Alles Gesäuerte (Chamez) wird vor dem Fest aus dem Hause geschafft.

15) Chánukka ist das jüdische Lichtfest, das am 25. Kislev (Monat, der ungefähr dem Dezember entspricht) gefeiert wird und an die Weihe des von den Makkabäern zurückeroberten und vom heidnisch-hellenistischen Gottesdienst gereininigten Tempels in Jerusalem erinnert.

16) Mesusá: Kleines Gehäuse an den Türpfosten jüdischer Häuser mit einem Pergamentstreifen darin, auf dem das Bekenntnis zum einzigen Gott: (5. Buch Mose Kap. 6, Vers 4—9,) geschrieben ist.

17) Sukkòt: Hütten, in denen der fromme Jude während des Laubhüttenfestes wohnt (s. 3. Buch Mose Kap. 23, Vers 42)oder zumindest die Mahlzeiten einnimmt. Das Laubhüttenfest wird zum Andenken an die Wüstenwanderung gefeiert und zum Dank für Gottes Schutz, als Israel in Hütten wohnte. Wahrscheinlich geht der Ursprung des Wohnens in Hütten zur Herbstzeit auf die Traubenernte zurück. Noch heute ziehen zur Traubenernte arabische Bauern mit ihren Familien in die oft weit von den Dörfern abgelegenen Weinberge. Zwischen Bethlehem und Hebron sieht man überall auf den mit Wein bestellten Terrassen ihre „Hütten", meist einfache, oben offene, mit Zweigen bedeckte Rundtürme aus gemauertem Bruchstein, die dann bezogen werden.

18) „Árba Kànfaus" (Arbà Kanfót) wörtlich „vier Ecken". Ein kleines Gebettuch, an dessen 4 Ecken „Schaufäden" angebracht sind, und das unter der Kleidung getragen wird, während ein großer Gebetmantel, aus Wolle oder Seide, mit schwarzen Streifen, beim Gebet umgelegt wird. Auch dieser Gebetmantel (Tallít) ist mit vier Schaufäden (Zízit) versehen, in Erfüllung von 4. Buch Mose Kap. 15. Vers 37—41. Schaufäden, wie Gebetriemen (Tefillín) und Pfosteninschrift (Mesusá) wollen erzieherischen religiösen Wert haben.

19) Adón Olám (Herr der Welt): Anfang eines Hymnus mit religiösem Inhalt von unbekanntem Verfasser. In vielen Riten beginnt das tägliche Morgengebet mit dieser Dichtung.

20) Tefillin — Gebetriemen, die beim wochentäglichen Morgengebet am linken Arm und Kopf angelegt werden und lederne Kapseln tragen, in denen vier Abschnitte aus dem Pentateuch auf Pergamentstreifen geschrieben sind, nämlich: 5. Buch Mose, Kap. 6 Vers 4—9 (mit dem Glaubensbekenntnis: Höre Israel) , 5. Buch Mose, Kap. 11, Vers 13—21, 2. Buch Mose, Kap. 13, Vers 1—10 und 2. Buch Mose, Kap. 13, Vers 11—16.

21) Philanthropin: Zeitlich letzte Darstellung seiner Geschichte und Bedeutung von Arthur Galliner, selbst Lehrer am Philanthropin, Maler und Kunsthistoriker, in Publications of the Leo Baeck Institute, Year Book III, London 1958 (East & West Library).

22) Schlemihl: Bezeichnung für einen ungeschickten oder närrischen Menschen, auch für einen Pechvogel. Ein Schlehmihl hat „Schlamassel" oder „Schlimm-Masal" (Masál = Glück), Unglück. Eine andere Ansicht identifiziert den Schemihl mit Schelumiel, dem Fürsten des Stammes Simon (s. 4. Buch Mose 7, 36), der nach der talmudischen Tradition vom eifernden

Pinchas erstochen wurde, als dieser einen anderen, nämlich Simri, wegen unzüchtiger Handlungen bestrafen wollte (s. 4. Mose, 25, Vers 6 ff.). Chamisso hat dem Schlemihl ein Denkmal gesetzt und Heine erwähnt die Erklärung des Namens in seinen hebräischen Melodien, Jehuda ben Halevy.

23) „Meschóres" — Mescharét — Diener.

24) „Dérech Érez" — wörtlich: Weg des Landes, Anstand, Lebensart, Lebensklugheit. Daher in dem Mischnatraktat „Sprüche der Väter", der ethische Maximen der Weisen enthält: „Gut ist Studium in Verbindung mit Lebensklugheit", und hier von Samson R. Hirsch mit der klassischen deutschen Bildung identifiziert.

25) Die Empfehlungen des Augenarztes Dr. Hermann Cohn (Vater des Schriftstellers Emil Ludwig) in Breslau (1838—1906), der die Bekämpfung der Kurzsichtigkeit und insbesondere die Schulhygiene des Auges zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, waren bei der Erbauung dieser Schulhäuser schwerlich schon bekannt. (Über Dr. Cohn vgl. die Notiz in dem Sammelwerk „Juden im Deutschen Kulturbereich "herausgegeben von Sigmund Kaznelson, Jüd. Verlag, Berlin 1959.)

26) Mendel Löwenthal, geb. in einem Dorf Hannovers um 1830, gest. in Frankfurt am Main 1904. Von seinen neun Kindern gründeten David und Siegfried Löwenthal ein Silberwarengeschäft im Steinweg. Ein Sohn, Dr. Victor Löwenthal, geb. 1864, Arzt in Frankfurt, emigrierte 1941 nach USA, gest. 1942. Dessen Sohn, Dr. Leo Löwenthal, geb. 1900 in Frankfurt, Mitglied des Instituts für Sozialforschung in Frannkfurt, ab 1934 in USA, ist Professor der Soziologie an der University of California Berkeley. Mendel Löwenthals Vater hat als Hannoverischer Soldat und britischer Untertan bei Waterloo gekämpft.

27) Dr. med. Menny Rapp, Chirurg in Frankfurt am Main, seit 1938 in New York.

28) „Tenách" — Abkürzung für Torá Nebiím, Ktubím (Weisung, Propheten, Hagiographen) — Hebräischer Ausdruck für Bibel.

29) Míschna, wörtlich Wiederholung, ist die Sammlung des gesetzlichen und religionsgesetzlichen Schrifttums, das ursprünglich mündlich tradiert und im zweiten nachchristlichen Jahrhundert redigiert wurde. Die Mischna wird von der Gemára (das Vollendete) kommentiert. Mischna und Gemara zusammen heißen Talmúd (die Lehre). Der Talmud ist methodisch zu vergleichen mit der Sammlung des Römischen Rechts in den Pandekten des Kaisers Justinian.

30) „Galút" — Zerstreuung, Diaspora.

31) „Barmízwa" — Sohn der Pflicht (Konfirmation). Vom 13. Geburtstag ab ist der jüdische Knabe voll verantwortlich für die Erfüllung des Religionsgesetzes.

32) „Chasán" — Vorbeter. Der hier erwähnte war der auch als Religionslehrer an Schulen tätige I. B. Levy.

33) „Sabras" — in Israel geborene Kinder.

34) Die Zahlen entnehme ich einer „Statistik der Höheren Lehranstalten" vom 26. Mai 1933, aufgenommen von der statistischen Abteilung beim

„Zentralausschuß für Hilfe und Aufbau", den die Reichsvertretung der jüdischen Landesverbände (Präsident Karl Melchior, Bankier in Hamburg) am 13. 4. 1933, also unmittelbar nach dem von der NSDAP erklärten Boykott gegen die deutschen Juden, gegründet hatte. Das Material ist im Besitz des Leo Baeck Instituts, Jerusalem, Bezalelstr. 18.

35) Ludwig Curtius: „Deutsche und Antike Welt, Lebenserinnerungen". Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1950, zitiert aus der Sonderausgabe 1958 S. 68 (Bücher der Neunzehn).

36) Prof. Dr. Richard Schwemer. Hauptwerk: Geschichte der Freien Stadt Frankfurt am Main von 1814—1866, 3 Bd., 1910—1918.

37) „National — ausgezeichnet! Sozialistisch — darüber habe ich immer mit mir sprechen lassen! Aber nationalsozialistisch — ich hoffe, mein Bester, das haben Sie mir nie zugetraut" sagte Geheimrat Bruhn in der ihm eigentümlichen Sprechweise zu meinem Schulkameraden Dr. Friedrich Flersheim (Bankhaus I. Dreyfus & Co.), als Flersheim 1934 vor der Auswanderung ihn aufsuchte, um Abschied zu nehmen (berichtet von Dr. Flersheim).

38) Die Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte (öffentlich und unentgeltlich) wurden gehalten von dem aus einer bekannten Frankfurter jüdischen Familie stammenden, um die Aufklärung der Jugend und die Erwachsenenbildung hochverdienten Dr. Max Flesch (Bruder des Stadtrats Dr. Karl Flesch), Prof. der Tierheilkunde an der Universität Bern, später Arzt in Frankfurt. Geb. am 1. 7. 1851 wurde er 1942 im Alter von 91 Jahren mit seiner Frau nach dem Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und ist dort gestorben.

39) Prof. Dr. Rudolf Kniebe, gef. 1916 in dem von ihm vorausgesagten 1. Weltkrieg.

40) Otto Hainebach, geb. 14. 8. 1892, tödlich verwundet beim Angriff auf Verdun im März 1916, begraben auf dem Ehrenfriedhof der Jüdischen Gemeinde an der Rat-Beil-Straße.

41) Königswarter: von Marcus Königswerth aus Fürth stammende jüdische Familie, dessen Ehe mit Jeanette Wertheim in das Frankfurter „Israelitische Bürgerbuch" von 1812 S. 16 eingetragen ist. Von seinen Söhnen verzog Jonas, später Frhr. von Königswarter nach Wien (s. Jüdisches Lexikon, Jüdischer Verlag Berlin). Sein Bruder Isaak Frhr. von Königswarter, Bankier in Frankfurt, stiftete die Mittel für das Königswarter Spital". Es stand am heutigen Dominikanerplatz, ungefähr auf der Fläche der heutigen Blumengroßmarkthalle und ersetzte damals das frühere „Fremdenspital" der Gemeinde. Verlegt in einen Neubau am Grünen Weg, der den Namen Königswarter Straße erhielt, wurde es 1914 durch das Krankenhaus in der Gagernstraße ersetzt. Die Königswarter'sche Stiftungsurkunde, 1958 bei Ausschachtungen an der Königswarter Straße in einer eisernen Kiste gefunden, wurde von Dr. Shlomo Ettlinger, Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt, entziffert und erklärt und befindet sich gerahmt unter Glas im Besitz der Jüdischen Gemeinde am Baumweg. Näheres in Ettlingers Manuskript „Medizinalia" (Stadtarchiv Frankfurt am Main).

Über jüdische Spitäler in Frankfurt vgl. im übrigen Alexander Philipsborn: The Jewish Hospitals in Germany, Publ. of the L. B. I. Yearbook IV. East and West Library London 1959.

42) Dr. Arnold Lazarus (Breslau 1877 geb., gest. 1932) Rabbiner in Frankfurt.

43) Dr. Caesar Seligmann, geb. 1860 in Landau (Pfalz) gest. 1950 in London, von 1902—1939 Rabbiner in Frankfurt am Main, einer der Gründer der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, mit Ismar Elbogen und Hermann Vogelstein Herausgeber des Einheitsgebetbuches (1933). Ausgedehnte literarische Tätigkeit.

44) Hermann Cohen. Über H .C. als Philosophen ist in jedem Nachschlagewerk aus der Zeit vor 1933 und nach 1945 alles Erforderliche zu finden. Dem Juden Hermann Cohen hat Franz Rosenzweig in der Einleitung zu Hermann Cohens Jüdischen Schriften (3 Bände) ein Denkmal gesetzt. Leichter zugänglich ist eine Schilderung seiner Persönlichkeit in Boris Pasternaks „Geleitbrief. Entwurf zu einem Selbstbildnis", Ullstein 1958, Taschenbuch Nr. 216. Über die Bedeutung H. Cohens im liberalen deutschen Judentum s. Robert Raphael Geis: H. C. und die deutsche Reformation (Publications of the L. B. I. Year Book IV. London 1959 S. 81).

45) Schicksale von Klassenkameraden meines Jahrganges soweit feststellbar: Gefallen 1914—18: Ernst Adler, Ernst Ganz, Erich Haag, Otto Hainebach, Kurt Ladenburg, Wolfgang Reinert, Walter Sternberg. In einem KZ des III. Reiches gestorben: Hermann Schmidt-Fellner, Vorstandsmitglied der Metallgesellschaft. Ausgewandert aus Frankfurt nach 1933: Dr. Friedrich Flersheim, jetzt New York, Arthur Newratzky, Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt, jetzt New York, Richard Neukirch (1892—1958) USA, Dr. Menny Rapp, Chirurg, New York, Dr. Friedrich S. Weissmann, Dirigent, USA, Max Wronker, Kaufmann, USA.

46) Wolfgang Reinert, jüngerer Bruder des Stadtrats Dr. Hellmut Reinert.

47) Moritz Goldstein: „Deutsch-Jüdischer Parnass", erschienen im Jahrgang 1912 des von F. Avenarius herausgegebenen „Kunstwart". Der Verfasser, 1912 bereits Zionist, hat 1957 im Year Book II des Leo Baeck Instituts, East and West Library London 1957, S. 236 über Entstehung und Wirkung dieses Aufsatzes berichtet.

48) Verein zur Abwehr der Antisemitismus. Gegründet 1891 von dem Professor des Staatsrechts Rudolf von Gneist mit einer Mitgliederzahl von (damals) 10 000. Unmittelbarer Anlaß war ein in Xanten geführter Ritualmordprozeß.

49) Frankfurt Loge: 1888 gegründet als Zweig der 1882 in Berlin errichteten Deutschen Reichsloge im UOBB (Unabhängiger Orden Bnei Briss = Söhne des Bundes), zweimal vergrößert durch die dem gleichen Verband angehörige Marcus Horovitz — und die Hermann Cohen Loge. Der Orden war von deutschen Juden in New York 1843 gegründet worden „zum Zweck dre geistigen und sittlichen Hebung der eingewanderten Juden" (worunter wohl ihre Assimilation an amerikanische Verhältnisse

zu verstehen ist). Das Ziel der Deutschen Reichsloge war: „Israeliten zu vereinigen zur Förderung der höchsten und idealsten Güter der Menschheit, den geistigen und sittlichen Charakter unserer Glaubensgenossen zu entwickeln und zu stärken, die reinsten Grundsätze der Menschenliebe, der Ehre und des Patriotismus ihnen einzuprägen, Wissenschaft und Kunst zu unterstützen, die Not der Armen und Dürftigen zu lindern, die Kranken zu pflegen, den Opfern der Verfolgung zu Hilfe zu kommen, Witwen und Waisen zu beschützen und ihnen in allen Lagen hilfreich beizustehen". Erster Präsident der Frankfurt Loge war Charles Hallgarten, Bankier und um Frankfurt vielfach verdienter Philanthrop, u. a. einer der Gründer der „Centrale für private Fürsorge". In Frankfurt bemühte die Loge sich insbesondere um eine Zusammenfassung der um 1890 von 50 jüdischen Vereinen mit einer Gesamteinnahme von jährlich etwa 300 000 M ausgeübten Wohltätigkeit, um ihre produktive Ausgestaltung, um die Schaffung eines Arbeitsnachweises usw.

50) Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) eingetr. Verein bürgerlichen Rechts, gegründet 1893 in Abwehr gegen den politischen Antisemitismus der achtziger Jahre, geschlossen durch die Gestapo am 10. 11. 1938, nachdem vorher bereits Namensänderung und Beschränkung auf die Sozialarbeit erzwungen worden war, die führende jüdische Vereinigung Deutschlands mit etwa 50 000 Einzelmitgliedern und, in Landesverbänden zusammengefaßt, Ortsgruppen nahezu in jeder deutschen Stadt. Sein Ziel war (Wortlaut der Satzung) „die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens ohne Unterschied der politischen und religiösen Richtung zu sammel ,um sie in der tatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung sowie in der unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung zu bestärken". Der C.V. gewährte Rechtsschutz und betrieb Aufklärungsarbeit in großem Stil durch die Veröffentlichungen seines Verlages (Philo-Verlag) und seine Zeitungen und Zeitschriften („Im deutschen Reich", „C.V.Zeitung", „Der Morgen") Direktor: Dr. Ludwig Holländer, Syndikus (bis 1933): Dr. Alfred Wiener, jetzt London (Wiener Library), stellvertretende Syndici: Dr. Hans Reichmann, jetzt London, Dr. Alfred Hirschberg, jetzt Sao Paolo (Brasilien). Im Vorstand der Frankfurter Ortsgruppe des C.V. waren u.a. Justizrat Julius Blau, Rechtsanwalt Dr. Rudolf Geiger und die Stadtverordnete Henriette Fürth. Vorsitzender des L.V. Hessen war Dr. med. Max Mainzer, geb. 1872, gest. 1951 in New York, seit 1899 in Frankfurt als orthopädischer Chirurg tätig. Angesehener Arzt, prominent im kassenärztlichen Verein, richtunggebend im Verband des Kartells deutscher Studenten jüdischen Glaubens (K.C.). Als Vorkämpfer gegen den Antisemitismus unmittelbar nach dem 1. 4. 33 auf Veranlassung von NS-Ärzten verhaftet, mehrfach ins Gefängnis. Seine Ehefrau Lucie geb. May infolge der ständigen Gefährdung ihres Ehemannes in den Tod getrieben. Ausgewandert erst 1939.

51) Hervorragende Vertreter der Frankfurter Anwaltschaft in der Stadtverordneten-Versammlung zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren u.a. der Geh. Justizrat Geiger, Justizrat Dr. Moritz Philipp Hertz und Justizrat

Dr. Ludwig Heilbrunn. Sie gehörten zur liberalen Linken (Freisinnige Vereinigung, später fortschrittliche Volkspartei, von 1918 ab Deutsch-Demokratische Partei). Heilbrunn insbesondere gehörte der Stadtverordneten-Versammlung von 1908 bis 1926 an. Er setzte sich maßgeblich gegen erhebliche Widerstände in allen Parteien für den Plan des Oberbürgermeisters Adickes zur Gründung einer Universität Frankfurt ein (s. Dr. L. Heilbrunn: „Die Gründung der Universität Frankfurt" — Verlag Josef Baer & Co., Frankfurt, 1915). Im Rahmen seiner öffentlichen Tätigkeit war er langjähriger Vorsitzender des Rechnei-Ausschusses (Steuerverwaltung), Mitglied des Ausschusses für die Städtischen Bühnen, Mitglied des Kuratoriums und des Großen Rates der Universität Frankfurt. Noch während des 1. Weltkrieges setzte er sich in einer Schrift „Frankfurt nach dem Kriege" für eine Wiedergeburt der Frankfurter Messe, die Schaffung eines Klubs als Treffpunkt des geistigen und wirtschaftlichen Frankfurts und andere Projekte ein, die in den Zwischen-Kriegsjahren verwirklicht worden sind. So geht z. B. der Erwerb des Hauses Ecke Großer Hirschgraben — Am Salzhaus zur Erweiterung des Goethe-Museums auf eine Anregung von Heilbrunn zurück.

52) Siegfried Sommer (1859—1925). Als Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II., das Gymnasium in Kassel besuchte, wünschten seine Eltern, daß zwei seiner Mitschüler zu seinem ständigen Verkehr ausgewählt würden. Der Direktor des Gymnasiums (Voigt) bestimmte dazu neben einem anderen Schüler Siegfried Sommer. Der Kaiser hat die Jugendbeziehungen aufrechterhalten und Sommer stets herangezogen, wenn er nach Kassel oder Frankfurt kam, wohin Sommer später versetzt wurde. Sommer war der einzige ungetaufte jüdische Richter, der während der Amtszeit des preußischen Justizministers Schoenstedt zum Oberlandesgerichtsrat ernannt wurde. Insofern war damals seine Beförderung bemerkenswert. Unter der Republik wurde S. Senatspräsident. (Mitgeteilt von Rechtsanwalt Hans Block, Kvuzath-Maajan-Zwi, Israel.)

53) Dr. Friedrich Samuel Weißmann, Komponist und Dirigent, Berlin seit 1933 in USA, als Gastdirigent häufig in Europa, insbesondere Italien.

54) Richard Neukirch, Sohn des Frankfurter Rechtsanwalts Justizrat Neukirch, Bruder des Rechtsanwalts Dr. Carl Neukirch ,ausgewandert nach USA, nach 1945 ernannt zum Reichsgerichtsrat i. R., gest. 1958.

55) Dr. Siegfried Kracauer, geb. in Frankfurt, Neffe des Historikers Isidor Kracauer, nach vollendetem Studium (Architektur, Philosophie, Soziologie) Redakteur im Verband der Frankfurter Zeitung von 1920—1933 in Frankfurt und Berlin. 1933 zur Auswanderung gezwungen. Lebt heute in New York als Schriftsteller und Berater wissenschaftlicher Institute. Kr. erfaßte früh die Umformung der überkommenen Zivilisation in der werdenden Massengesellschaft und beschrieb die Erscheinungsformen dieses Vorganges in dem von Benno Reifenberg geleiteten Feuilleton der Frankfurter Zeitung. Ein Verzeichnis seiner Bücher und sonstigen Schriften findet sich im 1959 vom Verlag für Demoskopie (Bonn) herausgebrachten Neudruck seiner Reifenberg gewidmeten Studie „Die Angestellten", die 1930 in der

F.Z. erschien und Aufsehen erregte. Oxford University Press bringt demnächst ein neues Werk Kracauers (der heute in englischer Sprache schreibt) „Theory of Film — The Redemption of Physical Reality".

56) Bernhard Sekles, 1872—1934 in Frankfurt am Main, Musikpädagoge (seit 1923 alleiniger Leiter des Hoch'schen Konservatoriums) Lehrer von Paul Hindemith, Komponist. Über die Persönlichkeit und das Werk (darunter 3 Opern) vgl. den Aufsatz von Dr. Wilhelm Kuhlmann in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 7. 12. 1959 „Erinnerungen an Bernhard Sekles". Frau und Sohn des Komponisten verfielen der Deportation.

57) Gabriel Riesser, Hamburg 1806—1863, Jurist, Schriftsteller, Politiker, Vorkämpfer für die volle Gleichberechtigung der Juden aus dem Grundsatz der Rechtsgleichheit und Gewissensfreiheit, ein Patriot von 1848, in der Paulskirche zu dem von Heinrich von Gagern geführten „linken Centrum" gehörig, das für die konstitutionelle Monarchie eintrat, 2. Vicepräsident der Nationalversammlung, Vicepräsident der Hamburger Bürgerschaft, ab 1859 Obergerichtsrat in Hamburg (der erste zum Richteramt zugelassene Jude in Deutschland). Die Worte „Es gibt nur eine Taufe, die zur Nationalität einweihte: das ist die Taufe des Blutes in dem gemeinsamen Kampf für Freiheit und Vaterland. Die deutschen Juden haben sich diesen vollgültigen Anspruch auf Nationalität vollgültig erworben . . ." finden sich in Riessers „Verteidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. H. E. G. Paulus, den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet", 1831. Ähnlich äußerte er sich im August 1848 in der Paulskirche während der leidenschaftlich geführten Aussprache über die staatsrechtliche Stellung der Juden im künftig geeinten Deutschland. (Dr. Julius Höxter „Quellenbuch zur jüdischen Geschichte und Literatur" (J. Kauffmann Verlag, Frankfurt a. M., 1930, Seite 28) und Heller: Brustbilder aus der Paulskirche, zitiert in dem Sammelband von Tim Klein: 1848. Verlag Langewiesche-Brandt 1914, S. 314.

58) Zionistische Vereinigung für Deutschland (Z.V.f.D.) Verein bürgerlichen Rechts, gegr. 1897 zur Verwirklichung des zionistischen (Basler) Programms der „Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina". Zentralorganisation der zionistisch gesinnten Juden in Deutschland mit zahlreichen Ortsgruppen und einer Fraktion von Gemeindevertretern in den größeren Gemeindeparlamenten. Ihr angeschlossen die K.I.V. (Kartell Jüdischer Verbindungen) genannte Studentenorganisation. Organ: Die Jüdische Rundschau, Wochenzeitung, geleitet von Dr. Robert Weltsch. Der Aufruf ist in der Zeitschrift „Der jüdische Student" 11. Jahrgang 1914, S. 92 abgedruckt. (Zionist. Archiv, Jerusalem.)